

magazin



Gut, dass ihr hier seid

Othman Khaled und Juan Bello haben es geschafft, dem Kriegsterror in Syrien zu entkommen. Zum Glück

■ Was sich in der Asylpolitik ändern muss > **S. 14**

■ Vom Flüchtlingsheim in eine Wohnung > **S. 32**

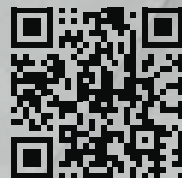
■ So verlieren wir die Angst vor dem Fremden > **S. 51**



***„Meine Bank finanziert,
was wirklich wichtig ist.“***

*Dr. med. Holger Stiller, Vorstand und Krankenhausdirektor
Kaiserswerther Diakonie, Düsseldorf*

Als traditionsreiche Bank für Kirche und Diakonie ist uns wichtig, was Geld bewirkt. Deshalb unterstützen wir 149 Krankenhäuser, 868 soziale Einrichtungen, 406 Seniorenhilfeeinrichtungen und 277 Bildungsträger mit unserem Finanzierungs-Know-how. Seit 90 Jahren.



Erfahren Sie mehr und nehmen Sie Kontakt zu uns auf:
www.KD-BANK.de/Finanzierung

Gemeinsam handeln – Gutes bewirken.



EDITORIAL



Andreas Wagner,
Chefredakteur,
Leiter des Zentrums
Kommunikation
der Diakonie
Deutschland in
Berlin

Liebe Leserinnen und Leser,

Ende 2014 lebten 533.000 Asylsuchende in Deutschland. Sie kommen aus Syrien oder Afghanistan, aus dem Irak, Somalia oder Libyen. Dass sie es lebend hierher geschafft haben, ist keine Selbstverständlichkeit. In diesem Jahr sind schon über tausend Flüchtlinge im Mittelmeer ertrunken.

Hinter den Zahlen verbergen sich unvorstellbares Leid und bewegende Geschichten. Zum Beispiel die von Juan Bello und seinem Freund Othman Khaled, die auf dem Titel zu sehen sind und in unserem Heft zu Wort kommen.

Beide sind aus Syrien. Juan Bello floh vor der Terrororganisation IS. Die Menschen, die der 28-Jährige hat sterben sehen, verfolgen ihn bis in seine Träume. Seine Eltern und Geschwister leben heute verstreut, in Damaskus, im Irak und im Libanon. Seine Frau ist in der Türkei. Othman Khaled kam auf einem Boot mit 314 Flüchtlingen über das Mittelmeer nach Europa. In Berlin haben sich die beiden Freunde nach zehn Jahren wiedergefunden.

Ich muss die beiden Männer auf dem Titelbild immer wieder anschauen. Sie strahlen so viel Vertrauen aus. Ineinander und auch in uns: Nehmt uns auf. Ihr könnt auch uns vertrauen!

Viele Menschen in Deutschland empfinden das genauso: Die Flüchtlinge sind uns anvertraut. Sie kümmern sich um die Neuankömmlinge, helfen ihnen, sich in der fremden Umgebung zu orientieren. Nach Willkommensinitiativen, die wir in diesem Heft vorstellen können, mussten wir nicht lange suchen. So viele gibt es inzwischen in Deutschland.

Das ist ermutigend. Nein, es bringt die ebenso vorhandene Fremdenfeindlichkeit nicht zum Verschwinden. Aber es zeigt: Tröglitz ist nicht überall.

Hasserfüllte Menschen, die Flüchtlingswohnheime in Brand stecken, bekommen viel mediale Aufmerksamkeit. Doch die Menschen, die Flüchtlinge wie Gäste willkommen heißen, sind in der Überzahl.

Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen

Ihr

Andreas Wagner

Seite 10 Shirin (l.) mochte in der Schule erst nicht erzählen, dass sie im Asylbewerberheim wohnt



Seite 24 Arabisch, türkisch, russisch – in der Erstaufnahmeeinrichtung kommen viele Nationalitäten zusammen

Auftakt

Bingo! Erzieher mit Migrationshintergrund, Cartoon und eine interessante Zahl

- 06 **EinBlick**
- 08 **Panorama** Kurzmeldungen
- 10 **Porträts** Vier junge Menschen mit Hoffnung auf eine Zukunft in Deutschland

Spektrum

Es gibt noch viele Baustellen, vor allem in der Asylpolitik. Ehrenamtliche und professionelle Helfer füllen manche Lücken und helfen weiter

- 14 **Hintergrund** Flüchtlinge haben es schwer, eine sichere Bleibe zu finden. Gesetze und Hilfsangebote müssen verbessert werden
- 18 Linktipps zum Thema
- 19 Kommentar Flüchtlinge sind unsere Gäste. meint Diakoniepräsident Ulrich Lilie
- 20 **Ehrenamt** Wie sich eine Münchner Gemeinde in einer zum Flüchtlingsheim umfunktionierten Kaserne engagiert
- 24 **Erstaufnahme** Zwei Beraterinnen in Gießen helfen durchs Asylverfahren
- 26 **Trauma** Im Psychosozialen Zentrum in Düsseldorf finden traumatisierte Flüchtlinge Hilfe
- 28 **Beruf** Die Anerkennung des ausländischen Berufsabschlusses ist oft kompliziert. In Hamburg sitzen die Experten

- 30 **Beratung** Wo der junge Soltan in Berlin hingeht, wenn er Probleme hat
- 32 **Wohnungssuche** Wer vermietet an eine fünfköpfige Familie aus Tschetschenien?
- 34 **Jugendliche** Alleine auf der Flucht. In Brandenburg trifft Angst auf Hoffnung
- 36 **Medientipps** Filme und Bücher, Interview mit Regisseur Hauke Wendler
- 40 **Lebensfragen** Angst vor dem Fremden zu haben, ist normal

Seite 34 Das müssen wir jetzt alleine regeln. Manche Jugendliche kommen ohne Eltern an



Perspektiven

Von Flüchtlingen profitieren und lernen? So soll es sein!

- 42 **Willkommen** In Bad Soden hat man gelernt, wie man nicht sein möchte
- 44 **Ausbildung** Zabihullah Khunsada ist begehrt als Nachwuchskraft in der Pflege
- 46 **Interview** Flüchtlinge müssen legal einreisen dürfen, fordert Andreas Lipsch
- 48 **Katastrophenhilfe** in der Türkei: Elektronische Geldkarten für syrische Flüchtlinge
- 51 **Vision** Pegida? Schnee von gestern! Im Jahr 2030 sehen wir Deutschen die Zuwanderung ganz locker
- 54 **Ausblick** auf die nächste Ausgabe, Autorinnen und Autoren dieses Heftes
- 55 **Impressum**



Seite 44 Zabihullah Khunsada schleppt nicht nur Kisten, er plant seine berufliche Zukunft

EINBLICK

Bingo! „Jones“ Späth verkündet die glückliche Gewinnerin. Der junge Mann gehört zum Speedminton-Team des Berliner Sportvereins „Füchse“. Einmal die Woche organisieren die Sportler einen Bingo-Abend in der Traglufthalle, einer Notunterkunft für Flüchtlinge der Berliner Stadtmission. Ein Highlight der Woche!

berliner-stadtmission.de
Weitere Fotos unter:
diakonie.de/Flüchtlinge





Foto: Esteve Franquesa

PANORAMA

Aktion Mensch fördert Engagement für Flüchtlinge



Annäherung: Manchmal bricht das Eis am besten bei einem gemeinsamen Projekt.

Sie kennen eine Initiative, die Flüchtlinge und Asylsuchende stärkt und ihnen hilft, in Deutschland am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben? Ein gutes Projekt, finden Sie, nur steht es finanziell auf allzu wackeligen Füßen? Dann informieren Sie sich über eine mögliche Unterstützung durch Aktion Mensch. Die Sozialorganisation, die sich durch Lottereeinnahmen finanziert, fördert Flüchtlingsprojekte in den drei Bereichen „Ehrenamtliches Engagement“, „Menschen mit Traumaerfahrung“ sowie „Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge“. Eine Förderung können nur freie gemeinnützige Organisationen beantragen.

Informationen unter
aktion-mensch.de/fluechtlinge

Telefon: 0228/2092-5001

Diakonie

Wussten Sie's schon?

353

Beratungsstellen für Flüchtlinge und Migranten gibt es in der Diakonie. Einige werden in dieser Ausgabe vorgestellt.

Mehr Zahlen und Informationen:

diakonie.de/Statistik

Quelle: Einrichtungsstatistik zum 01.01.2012. Diakonie Texte, Statistische Informationen 5/2013. Bestellen oder als PDF herunterladen unter: diakonie.de/Texte

Fremd ist der Fremde nur in der Fremde

Migration hat viele Gesichter – und so geben die Filme auf der DVD „Fremd ist der Fremde nur in der Fremde“ sehr unterschiedliche Einblicke in das Thema. In sechs Kurzfilmen, zwei Dokumentationen und einem Trickfilm werden sowohl traurige als auch komische Geschichten erzählt. Zwei davon eignen sich auch für Kinder.

Es geht zum Beispiel um Abi, deren Eltern aus Surinam nach Holland gekommen sind und die den neuen Nachbarn ganz unbefangen entgegentritt („Amsterdam“, ab 14 Jahre). Um die Nigerianerin Choice, die in Norditalien zur Prostitution gezwungen wird („Choice“, ab 16 Jahre). Oder um die Trickfigur der Giraffe, die sich wundert, wie feindlich ihr die Europäer begegnen („Eine Giraffe im Regen“, ohne Alterseinschrän-

kung). Die DVD und viele weitere Filme zum Thema Migration können beim Evangelischen Zentrum für entwicklungsbezogene Filmarbeit (EZEF) ausgeliehen oder gekauft werden.



ezef.de, info@ezef.de,

Telefon: 0711/2847243.

Ausleihe auch möglich über die landeskirchlichen Medienzentralen: evangelische-medienzentralen.de

Soziale Berufe

Super: Erzieher mit Migrationshintergrund

Wer bei Erzieher nur an Kindergarten denkt, hat bei Deniz falsch getippt! Der 23-Jährige hat das letzte Pflichtpraktikum seiner Erzieher-Ausbildung am Berufskolleg Bethel in einem Jugendzentrum gemacht. Dort hatten russische und türkische Teenager aus einem Problemviertel viel Spaß beim gemeinsamen Billardspielen. „Mich interessiert vor allem die Arbeit mit Jugendlichen“, sagt Deniz, „ich höre gerne zu, wenn sie mir von ihrem Stress mit Gleichaltrigen, mit den Eltern oder in der Schule erzählen. Ich kann ihnen ein paar Tipps geben.“ Womit er seine Probleme hat: „Mich nervt das Klischee, dass aus Hauptschülern nichts werden kann. Jeder hat sein Talent!“

Dafür ist Deniz selbst der beste Beweis. Auch er hat mit einem Hauptschulabschluss angefangen und sich mit einer ersten Ausbildung zum Sozialhelfer für die Erzieherausbildung qualifiziert. „Ein Erzieher ist wie ein Coach“, sagt Antonie Schlee-Klingelmann, Deniz' Lehrerin am Berufskolleg: „Er begleitet und stärkt Kinder und Jugendliche in ihrer persönlichen Entwicklung.“ Dabei

sei es ganz wichtig, jeden so anzunehmen, wie er ist. „Niemand soll umgemodelt werden.“ Deniz beherrscht das. Und die Jugendlichen haben Respekt vor ihm, weil er voll hinter dem steht, was er macht. Er ist für sie ein Vorbild – auch wegen seiner Familie: Sein Vater ist Türke, die Mutter Deutsche. Nicht umsonst werden Erzieher/-innen mit interkulturellem Hintergrund immer mehr gesucht. „Ich gebe den Jugendlichen meine eigenen Erfahrungen weiter“, sagt Deniz, „und erzähle, wie es bei mir gelaufen ist: schulisch, sportlich, familiär.“

Sein Berufswunsch kam übrigens nicht von ungefähr. Schon seit sieben Jahren arbeitet er – obwohl muslimischen Glaubens – ehrenamtlich bei der Evangelischen Jugend in seinem Heimatort mit. Er meint: „Da bin ich groß geworden.“ Und offenbar auch reif dafür, Verantwortung zu übernehmen.

Weitere Beispiele unter soziale-berufe.com



Deniz, 23, arbeitet gern mit Jugendlichen und gibt seine eigenen Erfahrungen weiter.

Fotos: Thilo Schmülgen; privat; ezeif

Cartoon



Anzeige

Wofür schlägt dein Herz?

... helfen kann so einfach sein

heart beat

das besondere Kinderhilfswerk für Kinder mit Behinderungen

Weitere Infos:
 heartbeat · Dürerstr. 30a · 35039 Marburg
 Tel: 06421-912312 · info@mm-heartbeat.org · www.mm-heartbeat.org

PORTRÄTS

Zukunft gesucht

Vier junge Menschen auf Zwischenstation. Geflohen nach Deutschland, wohnen sie zurzeit im Zeughof, einem Flüchtlingsheim des Diakonisches Werkes Berlin Stadtmitte e. V.

Protokolle: Daniela Singhal
Fotos: Kathrin Harms.
Mehr Fotos unter diakonie.de/Fluechtlinge

Naheed Mirzad, 26, aus Ghazni, Afghanistan


In Kabul habe ich unter der Regierung von Karsai als Bankerin gearbeitet. Mein Job hat mir Spaß gemacht. Aber die Taliban sehen es nicht gerne, wenn Frauen arbeiten. Deshalb haben sie meinen Vater mehrfach aufgesucht und ihm gedroht: Wenn ich nicht zu Hause bleibe, dann tun sie mir etwas an. Ich bin seine einzige Tochter, deshalb beschloss mein Vater, mich nach Deutschland zu schicken. Ich bin ganz alleine hierher gekommen: Ich bin von Kabul nach Dubai geflogen und dann nach Istanbul. Von dort aus hat mich ein Schlepper nach Deutschland gebracht. Ich hatte große Angst. Ich bin das erste Mal weit weg von meiner Familie und vermisse sie sehr. Dennoch versuche ich, nach vorne zu blicken: Ich möchte in Berlin bleiben und Politik und Jura studieren. Ich träume von einem ganz normalen sicheren Leben mit einer guten Arbeit und einer eigenen Familie.

Naheed Mirzad mit einer Freundin, die auch aus Afghanistan geflohen ist.



A close-up portrait of Shirin Al-Hassan, a young woman with dark hair pulled back, wearing a black jacket. She is smiling warmly at the camera. The background is a blurred brick wall.

Shirin Al-Hassan, 17 aus Shingal, Irak

A photograph showing Shirin Al-Hassan sitting on a couch next to her mother. Shirin is leaning her head on her mother's shoulder, and both are smiling. The mother is wearing a white headscarf and a dark top. There is a glass bowl and a metal teapot on a table in front of them.

Ich bin mit meiner Mutter und meinem Bruder über die Türkei nach Deutschland gekommen. Auf der Flucht waren wir einmal zehn Stunden unterwegs, wir mussten draußen übernachten. Am Anfang habe ich den Irak sehr vermisst. Vor allem meine Schule, meine Freunde und unsere Wohnung. Sie war richtig groß. Ich habe oft kurdische Musik gehört und an unser Leben dort gedacht. Aber jetzt ist Deutschland meine Heimat. Ich wohne mit meiner Mutter und meinem großen Bruder in einem Wohnheim in Berlin Kreuzberg. Wir teilen uns zu dritt ein Zimmer. Ich hoffe, dass wir bald eine eigene Wohnung finden. Mein Vater ist schon vorher nach Deutschland gegangen. Er lebt mit seiner neuen Familie in Bremen. Wir haben nicht viel Kontakt. Ich gehe in die Carl-von-Ossietzky-Schule. Meinen Freundinnen habe ich erst vor Kurzem erzählt, dass ich in einem Wohnheim wohne. Ich habe mich geschämt. Aber sie fanden es nicht so schlimm. Ich hoffe, dass wir bald die Aufenthaltsgenehmigung bekommen. Dann fange ich mit einer Ausbildung zur medizinischen Fachangestellten an.


Shirin Al-Hassan mit ihrer Mutter.

Juan Bello, 28 aus Qamischli, Syrien

Meine Frau und ich sind zu Fuß aus Syrien in die Türkei geflüchtet. Wir hatten keine andere Wahl: Unsere Heimatstadt wurde zerstört und als Kurden waren wir vor IS nicht mehr sicher. Sie haben viele unserer Freunde umgebracht. Um aus der Türkei nach Deutschland zu kommen, musste ich 9000 Euro bezahlen. Meine Frau ist dort geblieben. Wir haben ihren Schmuck und unsere Eheringe für die Flucht verkauft. Aber wir hatten trotzdem nicht genug Geld, um beide nach Deutschland zu kommen. Ich hoffe, dass sie bald nachkommen kann und wir wieder zusammen sein können. Meine Eltern und meine Geschwister sind nach Damaskus, in den Irak und den Libanon geflohen. Ich habe Maschinenbau studiert, dann musste ich zum Militär. Ich habe viele Menschen sterben sehen. Ich träume noch oft davon. Aber in Deutschland fühle ich mich sicher. Ich bin froh, dass ich hier meinen alten Freund Othman wieder getroffen habe. Wir kennen uns aus meinem Heimatort und haben uns nach zehn Jahren in Berlin wiedergefunden.

**Juan Bello und Othman Khaled
erkunden Berlin per Fahrrad.**



A portrait of Othman Khaled, a man with dark hair and a slight smile, wearing a blue and white plaid shirt. He has his arms crossed and is standing in front of a stone wall with some graffiti.

Othman Khaled, 28 aus Qamischli, Syrien

Ich bin auf einem Boot über das Mittelmeer nach Europa gekommen, zusammen mit 314 anderen Flüchtlingen. Die Überfahrt hat 1500 Dollar gekostet. Wir waren 14 Stunden auf dem Meer. Ich hatte große Angst, aber diese Flucht war meine einzige Chance: In Syrien hätte ich zum Militär gemusst. Ich wollte nicht töten! Vorher habe ich im Libanon Bauingenieurwesen studiert und bei einer Baufirma gearbeitet. Jetzt lerne ich Deutsch, ich will hier meinen Master machen. Wenn ich Zeit habe, mache ich Musik: Ich habe mir eine Saz gekauft, das ist ein kurdisches Saiteninstrument. Ihre Klänge erinnern mich an meine Heimat, sie beruhigen mich. Mein größter Wunsch ist, dass meine Familie auch nach Deutschland kommen kann. Meine Eltern und Geschwister sind noch in Syrien und ich mache mir oft Sorgen um sie und um all die Menschen, die dort noch im Krieg leben. Ich wünsche mir, dass ihr Schicksal nicht vergessen wird!

Othman Khaled spielt auf der Saz, einer Laute mit langem Hals.



HINTER-GRUND



In diesem Haus der Diakonie leben minderjährige Flüchtlinge.

Erst mal in Sicherheit

Wie schaffen wir es, dass Menschen, die bei uns Schutz suchen, diesen auch bekommen? Die Gesetze sind kompliziert, die Wirklichkeit voller Widersprüche. Aber es tut sich was. Auch dank der Diakonie

Von Sebastian Ludwig

Derzeit sind weltweit mehr als 50 Millionen Menschen auf der Flucht. Das sind so viele wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr. Die meisten von ihnen sind innerhalb ihres Landes vertrieben, nur ein kleiner Teil überschreitet internationale Grenzen, die wenigsten kommen nach Europa.

Deutschland als viertgrößte Wirtschaftsmacht der Welt hat im Jahr 2014 mit etwa 200.000 Personen nur 0,4 Prozent der Flüchtlinge weltweit aufgenommen. Aufgenommen heißt dabei, dass diese Menschen die abgeriegelten Grenzen Europas oder das Mittelmeer unter Einsatz ihres Lebens überwunden haben. Legale Einreisewege, um Schutz zu suchen, gibt es nicht. Lediglich 20.000 syrische Flüchtlinge wurden im Rahmen eines humanitären Aufnahmeprogramms aktiv von der Bundesrepublik aus Syrien aufgenommen.

Würde Deutschland – bezogen auf die Gesamtbevölkerung – genauso viele Flüchtlinge wie der Libanon aufnehmen, entspräche dies knapp 30 Millionen Flüchtlingen. Dabei hat es Deutschland geschafft, nach dem Zweiten Weltkrieg 20 Millionen Vertriebene aus dem Osten aufzunehmen. Die Hälfte der Bevölkerung ist der Ansicht, dass Deutschland mehr Flüchtlinge aufnehmen sollte. Um in Deutschland Schutz zu erhalten,

So lebt es sich also in Deutschland!
Mutig erkunden die Kinder,
welche Regeln hier im Zusammen-
leben gelten. Viele von ihnen
kamen ohne ihre Eltern hierher.



muss ein Flüchtling beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge ein Asylverfahren durchlaufen. Dabei wird geprüft, ob er nach dem Grundrecht auf Asyl entweder asylberechtigt ist, nach der Genfer Flüchtlingskonvention internationalen Schutz oder sonstigen (subsidiären) Schutz erhält.

Die Neuregelung des Asylrechts von 1993 wird „Asylkompromiss“ genannt: Seither wird kaum ein Flüchtling als asylberechtigt anerkannt. Dazu muss er nachweisen, dass er nicht über einen sicheren Drittstaat eingereist ist. Das kann nur, wer mit dem Flugzeug nach Deutschland gereist ist, da Deutschland von sicheren Drittstaaten umgeben ist. Andernfalls ist er nicht asylberechtigt, auch wenn er politisch verfolgt ist.

Mehr Menschen erhalten dagegen nach der Genfer Flüchtlingskonvention Schutz in Deutschland. Verwehrt werden kann dieser Schutz nur, wenn der Staat sicherstellt, dass ein anderer Mitgliedstaat der Europäischen Union zuständig ist und das Asylverfahren innerhalb einer bestimmten Frist übernimmt. Der subsidiäre Schutz wird gewährt, wenn zwar keine individuelle Verfolgung aufgrund der „Rasse“, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen der politischen Überzeugung entsprechend der Genfer Konvention glaubhaft gemacht werden kann, aber zum Beispiel Folter und unmenschliche Behandlung oder die Todesstrafe drohen oder die Behandlung einer bestimmten Krankheit im Herkunftsland nicht möglich ist, so dass ein erheblicher gesundheitlicher Schaden zu erwarten ist.

Das Dublin-System basiert auf einer falschen Annahme: dass der Schutz in allen EU-Ländern gleich sei

Gefahren, denen die Bevölkerung oder eine Bevölkerungsgruppe allgemein ausgesetzt ist, sind kein Grund für Asyl, Flüchtlings- oder subsidiären Schutz. Menschen, die solchen Gefahren ausgesetzt sind, sollen geschützt werden, indem die Bundesländer einen Abschiebestopp für sie anordnen. Das aber tun sie fast nie. Die letzte Möglichkeit, die Abschiebung zu verhindern, gibt es dann nur noch, wenn andernfalls ein Flüchtling „sehenden Auges in den sicheren Tod“ geschickt würde.

Die Regelung, dass derjenige Staat der Europäischen Union für einen Asylsuchenden zuständig ist, in den dieser zuerst gereist ist, ist besonders problematisch. Das sogenannte Dublin-



System wurde geschaffen, damit Asylsuchende in der Europäischen Union nur einen Asylantrag stellen können. Man geht dabei davon aus, dass die Chancen auf Schutz überall in der EU gleich seien. Dies ist aber nicht der Fall. So verfügt Griechenland über kein funktionierendes Asylsystem. Zudem bekommen viele Asylsuchende dort keine soziale Unterstützung und leben auf der Straße. Teilweise ist dies in anderen Ländern wie Italien, Bulgarien oder Ungarn ebenso.

Asylsuchende, für die ein anderer Mitgliedstaat der EU zuständig ist, kommen bis zur Überstellung an diesen Staat oft in Haft. Besonders für traumatisierte Menschen ist diese Haft psychisch extrem belastend. Aus Sicht der Diakonie dürfen Asylsuchende nicht inhaftiert werden.

Flüchtlinge, die derzeit vor allem aus Syrien, dem Irak, Iran, Afghanistan, Eritrea und Somalia nach Deutschland kommen, fliehen vor allem vor bewaffneten Konflikten. Andere aus Staaten des westlichen Balkans, Bosnien-Herzegowina, Serbien und Mazedonien, fliehen vor allem vor existenzbedrohender Diskriminierung. Diskriminierung, die zum gesellschaftlichen Ausschluss führt, ist nach europäischem Recht ein anzuerkennender Fluchtgrund. Er lässt sich aber kaum nach-



Wäsche waschen, einkaufen – in der Einrichtung lernen junge Flüchtlinge, den normalen Alltag in Deutschland zu bewältigen.



weisen. Dadurch entsteht eine Schutzlücke. Syrische Flüchtlinge bekommen fast alle Schutz, Flüchtlinge aus dem Westbalkan dagegen nicht. Die übrigen genannten Länder liegen im Mittelfeld um die 50 Prozent.

In der Öffentlichkeit wird vor allem wahrgenommen, dass es schwierig ist, Flüchtlinge unterzubringen. In den Medien sieht man Zelte und Container, als seien keine anderen Unterkünfte verfügbar. Dafür werden die steigenden Zahlen verantwortlich gemacht. Im Jahr 2006, als nur ein Zehntel der heutigen Asylsuchenden zu uns kamen, war die Unterbringung jedoch kaum besser. Seit Herbst 2014 dürfen Flüchtlinge auch in leerstehenden Bürohäusern und in Gewerbegebieten untergebracht werden. Wir brauchen jedoch ein Programm für sozialen Wohnungsbau, damit Flüchtlinge in Wohnungen leben können. Daneben muss gemeinschaftliche Unterbringung in Wohnheimen so gestaltet werden, dass das Wohlergehen und die Privatsphäre gesichert sind und gesellschaftliche Teilhabe gefördert wird. Dazu bedarf es verbindlicher Standards, die überprüft werden. Die Unterbringung in Großeinrichtungen wie auch andere Restriktionen für Asylsuchende dienen vor allem dem Ziel, die „Rückkehrbereitschaft“ zu erhalten, wenn

Asylsuchende abgelehnt werden. Flüchtlingen sollte jedoch die gesellschaftliche Teilhabe von Anfang an ermöglicht werden. Später sind sie viel schwerer zu integrieren.

Einige gesetzliche Regelungen wurden in den letzten Jahren verbessert. Die Residenzpflicht wurde eingeschränkt. Flüchtlinge können sich jetzt freier bewegen und Angehörige oder Freunde in anderen Städten besuchen oder an Klassenfahrten teilnehmen. Und sie dürfen nach drei Monaten arbeiten. Außerdem erhalten sie Bargeld, von dem sie sich Essen und Dinge des täglichen Bedarfs kaufen können.

Wer geduldet ist, darf nicht abgeschoben werden. Aber er hat keinen rechtmäßigen Aufenthaltstatus

Die gesundheitliche Versorgung nach dem Asylbewerberleistungsgesetz ist nach wie vor ein großes Problem. Versorgt werden nur Flüchtlinge mit akuten Krankheiten und Schmerzen. Psychische Leiden gelten oft weder als akut noch als schmerzhaft. So wird Psychotherapie nicht gewährt, sondern gewartet, bis sich der psychische Zustand von Flüchtlingen so verschärft hat, dass sie in die Psychiatrie eingewiesen werden müssen. Auch Hilfsmittel wie Rollstühle oder Brillen sowie Zahnersatz werden meist nicht gewährt. Dies bedeutet für die Flüchtlinge unnötiges Leid und für die öffentliche Hand unnötig hohe Folgekosten. Menschen, denen vorgeworfen wird, sie wirkten an ihrer eigenen Abschiebung nicht ausreichend mit, bekommen ein dauerhaftes Beschäftigungsverbot. Absurd ist diese Regelung vor allem für Personen, denen vorgeworfen wird, sie seien wegen der Sozialleistungen eingereist. Mit einem Beschäftigungsverbot werden sie genötigt, Sozialleistung zu beziehen.

Die meisten Asylsuchenden bleiben dauerhaft in Deutschland. Die Hälfte von ihnen wird als schutzberechtigt anerkannt. Doch auch viele derer, die nicht als Flüchtlinge anerkannt wurden, bleiben. Viele von ihnen sind dann geduldet. Das bedeutet, dass sie nicht abgeschoben werden können. Dieser Status ermöglicht keinen rechtmäßigen Aufenthalt. Daher setzt sich die Diakonie für eine Bleiberechtsregelung ein, die in diesem Jahr eingeführt werden wird: Dann können Menschen, die mehrere Jahre geduldet waren, eine Aufenthaltserlaubnis bekommen. Dazu müssen sie sich integriert haben, zum Beispiel ihren Lebensunterhalt selbst sichern und die deutsche Sprache gelernt haben.

Jede Begegnung kann ein Anfang sein

Mach mit und werde Teil der großen Aktion Mensch-Fotoaktion. Fotografiere deine Begegnung und zeige, wie wertvoll ein buntes Miteinander sein kann. Mehr Infos unter

www.aktion-mensch.de/fotoaktion



**GROSSE
FOTO
AKTION**

Noch bis 30.6.2015:
Begegnung fotografieren,
hochladen und
tolle Preise gewinnen.



DAS WIR GEWINNT

**AKTION
MENSCH**

Die Diakonie unterstützt Asylsuchende vor Ort und berät sie zum Beispiel zum Asylverfahren. Flüchtlinge verstehen den Sinn des Asylverfahrens, insbesondere den der Anhörung, oft nicht. Sie verwechseln diese mit einem Verhör und sind froh, wenn sie schnell vorbei ist. Damit vergeben sie die einzige Chance, ihre Fluchtgründe und ihre Furcht vor Verfolgung glaubhaft darzulegen.

Da schätzungsweise mehr als die Hälfte der Flüchtlinge aufgrund ihrer Verfolgung im Herkunftsland oder durch die Flucht traumatisiert sind, unterstützt die Diakonie Flüchtlinge durch psychosoziale Beratung und Therapie. Die Aufgabe der Flüchtlingssozialarbeit der Diakonie in den Kommunen ist vor allem, Asylsuchenden alltagspraktische Hilfen anzubieten und beim Schulbesuch, der Wohnungssuche oder Arbeitssuche zu helfen. Flüchtlinge, die durch das Bundesamt bereits Schutz zuerkannt bekommen haben, werden durch die Migrationsberatung für Erwachsene und die Jugendmigrationsdienste beraten und begleitet. Anerkannte Flüchtlinge haben auch Anspruch auf einen

Integrationskurs, in dem sie vor allem die deutsche Sprache erlernen und grundlegende Informationen über Deutschland erwerben können. Für Flüchtlinge, die noch keinen Aufenthaltstitel haben und als Asylsuchende oder nur geduldet in Deutschland leben, hält die Diakonie etwa 170 Einrichtungen und Angebote vor. Insgesamt können Flüchtlinge das Angebot von etwa 600 diakonischen Migrationsfachdiensten nutzen. Zu den Aufgaben der Diakonie Deutschland gehört die bundesweite Koordination der Hilfen für Flüchtlinge.

Neben der alltagspraktischen Unterstützung der Flüchtlinge setzt sich die Diakonie politisch für die Aufnahme von mehr Flüchtlingen und für die Verbesserung ihrer Lebensbedingungen in Deutschland ein. Gemeinsam mit Brot für die Welt, mit dem die Diakonie Deutschland im Evangelischen Werk für Diakonie und Entwicklung e.V. verbunden ist, setzt sich die Diakonie auch dafür ein, dass Flüchtlinge in den Herkunftsregionen unterstützt werden und Fluchtursachen durch Entwicklungszusammenarbeit reduziert werden. ■

Wer mehr wissen will

Broschüre mit Adressen und Angeboten für Flüchtlinge:

diakonie.de/broschuere-migrationsarbeit-der-diakonie-stellt-sich-vor-13780.html

Positionen zur Aufnahme, Wohnraumversorgung und Unterbringung von Flüchtlingen:

diakonie.de/07-2014-positionen-zur-aufnahme-von-fluechtlingen-15656.html

Zum Thema Migrationsfachdienste:

diakonie.de/thema-kompakt-migrationsfachdienste-12889.html

Zum Thema Bleiberecht für geduldete Menschen:

diakonie.de/bleiberecht-auf-einen-blick-12516.html

Zur Situation der unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge:

diakonie.de/thema-kompakt-unbegleitete-minderjaehrige-fluechtlinge-14097.html

Zum Asylbewerberleistungsgesetz:

diakonie.de/asylbewerberleistungsgesetz-auf-einen-blick-9947.html

Aktuelles der Diakonie zu Flüchtlingen unter:

diakonie.de/fluechtlinge-9092.html

Die Diakonie ist, gemeinsam mit anderen Organisationen, Träger des Informationsverbundes Asyl und Migration e.V. Hier sind Informationen rund um das Asylverfahren, Arbeitshilfen, Rechtsprechung und Gesetzestexte zu finden: asyl.net

Die Diakonie erstellt Stellungnahmen zu aktuellen

Gesetzesvorhaben und politischen Diskussionen oft gemeinsam mit anderen Verbänden der

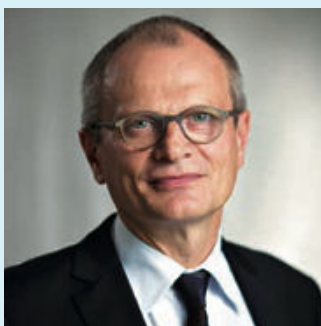
Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege:

bagfw.de/veroeffentlichungen/stellungnahmenpositionen/

Erklärung der Konferenz für Diakonie und Entwicklung zu Flüchtlingen:

diakonie.de/fluechtlingen-schutz-und-eine-sichere-bleibe-geben-15731.html

Vielfalt. Das Beste gegen Einfach. So lautet das Motto der Interkulturellen Woche 2015, die vom 27. September bis zum 3. Oktober stattfindet. Alle Informationen dazu: interkulturellewoche.de/



Ulrich Lilie,
Präsident Diakonie
Deutschland

Fremde sind unsere Gäste

Eine Willkommenskultur für Flüchtlinge ist ein Leitbild der Bibel und mit Gottes Auftrag an sein Volk verbunden Von Ulrich Lilie

„Gott, hilf mir! Denn das Wasser geht mir bis an die Kehle.“ (Psalm 69,2)

Dieser alte Gebetsruf erhält einen neuen, bedrückenden Kontext und einen aufrüttelnden Ton, wenn wir an die Bootsflüchtlinge im Mittelmeer denken. 2014 haben mehr als 200.000 Menschen das Mittelmeer auf der Flucht nach Europa überquert, über 3400 von ihnen sind dabei ertrunken.

Es gehört zu den elementaren Aufgaben von Diakonie und Kirche, für verfolgte und gefährdete Menschen einzutreten. „Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen“ (Matthäus 25,35), sagt Jesus und fordert dazu auf, die Begegnung mit ihm in jedem und jeder Fremden zu suchen. Jesus identifiziert sich mit den Fremden und macht damit auf die besonderen Nöte und Bedürfnisse dieser Menschen aufmerksam. In dem Verhältnis zu ihnen geht es um Humanität, aber auch um das Verhältnis zu Gott selbst: Wer sie aufnimmt, nimmt auch Gott auf. Zugleich knüpft das Wort Jesu, „Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen“, an die Tradition des Volkes Israel an, die der Flucht aus Perspektivlosigkeit und dem notwendigen Schutz des Fremden aus eigener, schmerzlicher Erfahrung heraus einen

hohen Stellenwert gibt (2 Mose 23,9; 3 Mose 19,33). Schutz der Fremden, Solidarität und Gastfreundschaft erwartet Gott daher von seinem Volk: „Der Herr [...] hat die Fremden lieb, dass er ihnen Speise und Kleider gibt. Darum sollt auch ihr die Fremden lieben. Denn ihr seid auch Fremde gewesen in Ägypten“ (5 Mose 10,18f.). Sie sollen ihren Anteil am Zehnten der Ernte erhalten, um „sich satt essen“ zu können (5 Mose 14,28f.).

In ihrer Notsituation stehen Menschen in der Fremde unter dem besonderen Schutz Gottes (Jesaja 58,1–12; Sacharja 7,1–14; Maleachi 3,1–5). Die Bibel erzählt von zahlreichen Flüchtlingen und ihren Schicksalen. Menschen wie Abraham, Jakob, David, Jesus selbst und viele andere waren zeitweise auf der Flucht, sie mussten ihre Heimat, Geborgenheit, Familie und Freunde verlassen.

Menschen, die vor Krieg und Hunger, vor Verfolgung und unmenschlicher Brutalität Schutz bei uns suchen, verdienen unsere umfassende Solidarität. Sie haben ein Grundrecht auf Asyl und Unterstützung. Viele Flüchtlinge und Asylbewerber haben traumatische Erlebnisse hinter sich, entweder in ihrem Heimatland oder auf der Flucht. Sie waren und sind auch heute darauf angewiesen, dass

sie aufgenommen werden und ein sicheres und auskömmliches Leben finden. Und sie sollen am kulturellen Leben teilhaben, zu den Festen eingeladen werden und miteinander „fröhlich sein“ (5 Mose 16,9–15).

Das Wort für ‚Fremder‘ ist in der Bibel gleichbedeutend mit ‚Gast‘. Eine ‚Willkommenskultur‘ ist also bereits in der Bibel Leitbild und mit einem Auftrag Gottes an sein Volk verbunden. Diakonische Angebote zur Unterbringung von Flüchtlingen und der Flüchtlingssozialarbeit unterstützen Flüchtlinge nicht nur anwaltschaftlich dabei, Schutz in Deutschland zu finden, sondern auch dabei, mit ihren Talenten an der Gesellschaft teilzuhaben. Wir hoffen, dass die in dieser Ausgabe vorgestellten Angebote und Projekte Anregungen geben, eine Kultur des Willkommens für Menschen zu gestalten, die vor Krieg und Hunger, vor Verfolgung und unmenschlicher Brutalität geflohen sind. Am Ende der Bibel wird allen Menschen ein neuer Himmel und eine neue Erde versprochen, „Leid und Geschrei“ sollen nicht mehr sein (Offenbarung 21,4). Schon heute sollen die Leidgeprüften und Schreienden den Beginn dieser Wirklichkeit Gottes mit Leib und Seele erfahren. Das ist der Auftrag Gottes an sein Volk. ■

EHRENAMT

Von der Kirche in die Kaserne

Die Mitglieder der evangelischen Gemeinde München-Freimann zögerten nicht lange, als in der Nähe eine Unterkunft für Flüchtlinge eingerichtet wurde. Sie gingen hin – mit Nächstenliebe und guten Ideen

Von Andreas Unger





Sonntagvormittag:
Gottesdienst
in der Freimanner
Hoffnungskirche.

Auf einmal waren sie da. Auf dem Grünstreifen zwischen der ehemaligen Bayernkaserne und der Heidemannstraße im Münchner Norden. Im Niemandsland drum herum, im Wohngebiet, auf Spielplätzen, vor der U-Bahn-Station, an Warthäuschen: Menschen aus aller Welt, die an nordafrikanischen Küsten in armselige Barkassen gestiegen waren oder vom Nahen Osten aus den weiten Landweg eingeschlagen hatten, um irgendwie nach Europa zu kommen. Und nun in München in einer ehemaligen Bundeswehrkaserne untergekommen waren.

Mit den Leuten, die ihnen hier, im Stadtteil Freimann, auf der Straße begegneten, hatten sie wenig gemeinsam. Und trotzdem gab und gibt es unter diesen welche, die es nicht kalt ließ, welche Kleidung sie trugen, unter welchen Umständen sie in der Kaserne wohnten, wie sie Deutsch lernten. Es gab welche, die ihre Geschichte wissen wollten und Fragen hatten: Wen haben Sie zurückgelassen? Welches Leben wollen Sie leben?

Menschen wie Sirikit Hermann. Sie sitzt im Vorstand der evangelischen Kirchengemeinde München-Freimann und stellt sich als „Mädchen für alles“ vor. Sie hat mit anderen Gemeindemitgliedern zusammen in der Bayernkaserne eine Kleiderausgabe aufgebaut und dafür gesorgt, dass vor und hinter dem Ausgabestresen alles seine Ordnung hatte. Etwa 60 weitere Ehrenamtliche haben mitgeholfen, die zahlreichen Spenden zu ordnen und einzusortieren – oder eben wegzwerfen, wenn sie zu abgenutzt oder beschädigt waren. Um sicherzugehen, dass jeder Bedürftige etwas erhalten konnte, mussten die Ausweise der Flüchtlinge mit Listen der Regierung abgeglichen werden, sagt Hermann: „Es zehrte schon manchmal an den Kräften, wenn

man mal Leute abweisen musste.“ Die Kleiderausgabe wird mittlerweile von dem Münchner Sozialbetrieb Diakonia betrieben. Denn dies ist nicht nur die Geschichte einer guten Kooperation zwischen Flüchtlingen und Ehrenamtlichen – sondern auch einer ebensolchen zwischen einer Kirchengemeinde und der Diakonie.

Als das Erstaufnahmelager 2011 in der Bayernkaserne eröffnet wurde, habe der Kirchenvorstand beschlossen, sich zu engagieren, erinnert sich der damalige Gemeindepfarrer Norbert Ellinger. Bald



Sonntagnachmittag:
Spielerunde in der Bayernkaserne.
Hier treffen Deutsche und
Flüchtlinge aufeinander.



Oben:
Elisabeth Kragenings von der evangelischen Gemeinde Freimann organisiert den sonntäglichen Spielenachmittag.

Unten:
Der ehrenamtliche Helfer Marcus Seidel in den Gängen der Bayernkaserne.

rückten Diakonie und Gemeinde enger zusammen und entwickelten das Projekt „Café der Nationen“, das die Begegnung zwischen Gemeindemitgliedern und Flüchtlingen fördern sollte. In diesem Rahmen organisierten etwa 40 Ehrenamtliche Deutschkurse, Häkel- und Nähkreise, Musikveranstaltungen, Spielenachmittage für Kinder, eine Radwerkstatt, Mütterberatungen, Ausflüge in den Tierpark, Bibliotheksbesuche und die Teilnahme an Konzerten. Das Café der Nationen wurde in den ersten drei Jahren durch die Initiative f.i.t. der bayrischen Landeskirche und des Diakonischen Werkes Bayern mit insgesamt 60.000 Euro gefördert.

Die Bayernkaserne zählt zu den bayrischen Erstaufnahmелagern, in denen

Flüchtlinge mehrere Wochen bleiben, um anschließend auf Gemeinden in Bayern verteilt zu werden. Für die Bewohner ist dies eine Zeit der Unsicherheit, der Angst und des Wartens: Wohin werde ich kommen? Wie und wann wird über meinen Asylantrag entschieden? Hier in den kahlen Gängen entsteht der erste und vielfach bleibende Eindruck, den die Menschen von Deutschland bekommen.

Zu den Zielen der ehrenamtlichen Helferinnen und Helfer der Kirchengemeinde zählt, diese Zeit so menschlich wie möglich zu gestalten. Sie haben einen Raum für die Frauen eingerichtet, wo diese stricken, ratschen, unter sich sein können. An der Wand hängt das Bild einer afrikanischen Landschaft mit Elefanten, auf dem Tisch stehen gehäkelte Blumen. Es gibt einen Kindergarten, in dem vormittags unterrichtet wird und nachmittags gespielt. In den Gängen hängen Fotos an der Wand, die schöne Bilder von Deutschland zeigen, die Silhouette Münchens vor weißblauen Bergen etwa.

„Es ist echt toll und bewundernswert, wie viele Leute sich spontan bereit erklären, etwas zu tun“ sagt Pfarrer Ellinger. „Das Ganze hat allerdings zwei Seiten, denn sie übernehmen die Aufgaben, die eigentlich der Staat erledigen sollte: den Flüchtlingen ein vernünftiges Willkommen zu bereiten.“ Das ist ein Grund, weshalb die Kleiderkammer mittlerweile nicht mehr von der Gemeinde, sondern von Diakonia betrieben wird. Ein anderer ist die Zahl der Flüchtlinge. Nachdem im Sommer 2013 so viele Menschen wie nie zuvor in der Bayernkaserne ankamen, übernahm die Diakonia im Jahr darauf die Kleiderkammer – und zwar bezahlt vom Staat. „So, denke ich, soll es auch sein“, sagt Ellinger.

Ehrenamtler der Kirchengemeinde arbeiten aber weiterhin in der Kleiderkammer mit. „Die Zusammenarbeit sei sowohl für die Diakonie wie auch für die Mitglieder der Gemeinde sehr gut gewesen“, sagt Ellinger. Allerdings habe es an-

fangs auch kritische Stimmen gegeben, etwa die Angst, Ehrenamtliche würden Hauptamtlichen die Arbeitsplätze wegnehmen. „Aber das hat sich alles in Wohlgefallen aufgelöst. Die Gemeindemitglieder haben gesehen, was die Diakonie alles leistet, meist ohne dass es die Gemeinden mitbekommen. Und die Mitarbeiter der Diakonie haben gesehen, welch riesiges Reservoir an Leuten es gibt, die ihnen bei ihrer Arbeit helfen wollen.“

Ehrenamtler stärken die gesellschaftlichen Abwehrkräfte

Ehrenamtliches Engagement hilft. Natürlich den Hilfsbedürftigen, aber auch den Helfern. Und es stärkt die Abwehrkräfte der Zivilgesellschaft. 2014 haben sich auf Facebook unter den Stichworten „Gegen das Asylheim München Heide mannstraße“ und „Gegen das Asylhaus an der Bayernkaserne“ etwa 1700 Leute gemeldet. Die Süddeutsche Zeitung veröffentlichte einige der dortigen Posts: dass man „an der Seuche verrecken“ werde etwa, oder die Ankündigung: „Wenn einer von denen meine Frau oder meine Tochter streift, werd' ich ihn verbrennen.“ Jemand forderte: „Tut euch zusammen, zündet die hütten an und verhaut die ordentlich, dann ist ruhe da.“ Die Freimanner Kirchengemeinde setzt dem etwas entgegen: gelebte Nächstenliebe in nächster Umgebung.

Alle sechs Wochen Erfahrungsaustausch und auf Wunsch Supervision

Ob ehrenamtliche Helfer einen Großteil ihrer Zeit der Hilfe widmen oder nur punktuell zur Verfügung stehen können – bei Elisabeth Ramzews sind sie alle willkommen. Sie leitet den Sozialdienst für Flüchtlinge der Inneren Mission München mit den drei Standbeinen Asylsozialberatung, Unterstützung von Kindern und Jugendlichen in den Aufnahmeeinrichtungen sowie die Koordination der Ehrenamtlichen. „Jeder soll



sich selbst verwirklichen, sich nicht benutzt fühlen und auch nicht mehr machen, als er eigentlich möchte“, sagt sie. So hat sich eine Ehrenamtlichenkultur in der Freimanner Gemeinde entwickelt. Alle sechs Wochen findet die „Plattform Ehrenamt“ statt, bei der man sich austauschen und fortbilden kann, etwa über Asylverfahren und interkulturelle Kommunikation. Auf Wunsch gibt es Supervision.

Die Förderung für das Café der Nationen in der Bayernkaserne ist mittlerweile ausgelaufen, aber zahlreiche Angebote daraus bestehen fort: zum Beispiel der sonntägliche Spielenachmittag in der Kaserne. Ein halbes Dutzend zumeist jugendlicher Freiwilliger spielt mit Flüchtlingen Karten, Jenga, Schach oder

Backgammon. Sie gucken Bilderbücher mit Kindern oder üben Deutsch mit den Neuankömmlingen. Marcus Seidel, Physik-Doktorand, ist einer von ihnen. „Ich lerne hier andere Kulturen kennen. Wobei das nicht unbedingt mein Ziel ist. Sondern den Leuten zu helfen, zumindest zwei Stunden für sie da zu sein, damit sie nicht das Gefühl haben, hier unwillkommen zu sein. Es ist auch eine Frage der Menschenwürde, diese Leute anzunehmen, weil sie unsere Nächsten sind. Das, was wir hier machen, wird die Flüchtlingssituation nicht dramatisch verbessern. Aber wenn man die Freude darüber in den Gesichtern der Flüchtlinge sieht, dass sich jemand um sie kümmert, dann ist das ein Geschenk für einen selbst.“ ■

Wandbemalung auf einer Unterkunft der Bayernkaserne.

Eine Audio-Slideshow zu dem Artikel finden Sie unter:
diakonie.de/Fluechtlinge

Weitere Infos unter:
[freimann-evangelisch.de/
im-muenchen.de/
diakonia.de/](http://freimann-evangelisch.de/im-muenchen.de/diakonia.de/)

ERST-
AUFNAHME

Angekommen – und jetzt?

Die erste Station in Deutschland ist meist eine Erstaufnahmeeinrichtung. In Gießen liegt diese mitten im Industriegebiet. Dort helfen Beraterinnen wie Maria Bethke und Anna-Lena Hartnagel beim Asylverfahren

Von Kerstin Klamroth



Vor dem Tor: Suleyman Abdi Mohamed (links) kann sich in die Situation der Neuankömmlinge gut einfühlen, er floh früher selbst nach Deutschland.

Meisenbornweg – das klingt nach Idylle. Doch hier, in der Nähe des Güterbahnhofs am Rand von Gießen, dominiert das gesichtslose Grau eines Gewerbegebietes. Wer an der Fischmanufaktur Deutsche See und der Heizölfirma Mandler vorbeigeht, erreicht die Schranke zur Hessischen Erstaufnahmeeinrichtung für Flüchtlinge (HEAE). Auf dem kasernenartigen Gelände leben Menschen, die in Deutschland Zuflucht suchen und als erstes in Hessen gelandet sind. Hier bekommen sie ein Bett, Essen, Kleidung und etwas Taschengeld, bis sie nach spätestens drei Monaten an eine Asylbewerberunterkunft in Hessen weitergeleitet werden. 17.453 Flüchtlinge kamen nach Angaben der Behörden im Jahr 2014 in den Meisenbornweg und andere Gießener Außenstellen der Erstaufnahmeeinrichtung.

Die beiden Flüchtlingsberaterinnen Maria Bethke und Anna-Lena Hartnagel haben ihr Büro mitten auf dem Gelände. Sie sind vom Dekanat Gießen angestellt und ihre Aufgabe ist es vornehmlich, die Flüchtlinge auf die Anhörung beim Bundesamt für Migration vorzubereiten. Doch das tun sie nur noch selten. Bis zum Herbst 2010 wurden die Flüchtlinge direkt nach ihrer Ankunft angehört, noch bevor ihnen eine Gemein-

schaftsunterkunft zugewiesen wurde. „Heute kann es bis zu zwei Jahre dauern, bis die Leute einen Termin bekommen“, sagen die Expertinnen, „bis dahin sind sie in alle Winde zerstreut und haben unsere Ratschläge vergessen.“ Die, die heute an ihre Tür klopfen, sind oft schon nicht mehr in der Erstaufnahme. Sie kommen oft mit der Angst, dass sie in einem Land, in dem sie zuerst Zuflucht suchten, Spuren hinterlassen haben und deswegen dorthin abgeschoben werden könnten.

Hartnagel und Bethke erklären ihren Klienten, was auf sie zukommt und welche Rechte sie im Asylverfahren haben. Sie schreiben Petitionen, verfassen Stellungnahmen in Gerichtsverfahren und schulen Ehrenamtliche, die sich um Flüchtlinge kümmern. Gemessen an der großen Zahl der Flüchtlinge können sie nur einem Bruchteil helfen, aber bei diesen Fällen ist ihre Erfolgsquote hoch. „Vor allem bei der Altersangabe von jungen Flüchtlingen können ein paar Tage zwischen Himmel und Hölle entscheiden“, weiß Hartnagel aus Erfahrung. Denn unbegleitete minderjährige Flüchtlinge dürfen nur in Ausnahmefällen in andere europäische Staaten abgeschoben werden. Glauben die Behörden einem Flüchtling nicht, dass er noch minderjährig ist, dann greifen die gleichen strengen Gesetze wie bei den Erwachsenen.

Es gebe auch Anwälte, die sich mit dem Asylrecht nicht genügend auskennen. Da würden Fristen versäumt, Familien auseinandergerissen, Einzelfälle nicht mehr geprüft. „Das Wichtigste ist das Netzwerken“, sagt Hartnagel und spart nicht mit der Kritik am Asylrecht: „Das Dublin-Verfahren (in dem der



Anna-Lena Hartnagel
und Maria Bethke (rechts)
im Beratungsgespräch.
Suleyman Abdi Mohamed
übersetzt.

für die Prüfung eines Asylantrags zuständige Staat festgestellt wird, d. R.) muss abgeschafft werden. Es ist grausam. Da werden Menschen wie Sandsäcke durch Europa geschoben und stehen ein paar Monate später wieder hier vor der Tür.“

„Statt dass sie sich ein Leben aufbauen können, eine Ausbildung machen und arbeiten können, verbringen viele Flüchtlinge Jahre in diesem ‚Verschiebehof‘, ohne jede Perspektive“, bedauert Maria Bethke, die Politik studiert und schon während ihres Studiums ehrenamtlich in der Beratungsstelle gearbeitet hat. In den Aktenordnern lagern die Schicksale solcher Menschen: Seit sieben Jahren auf der Flucht ist ein junger Mann aus Eritrea, er verbringt sein Leben im Gefängnis, Krankenhaus oder unter der Brücke. Nach Ungarn abgeschoben werden soll ein 25-jähriger Syrer, weil er dort im Laufe seiner Flucht eine Nacht in einem Gefängnis verbracht hat. „Zitternd saß er vor uns“, sagt Hartnagel, „und wusste nicht, was er tun sollte, dabei wollte er doch keine Regeln brechen.“

Abschiebung in ein anderes europäisches Land kann für Flüchtlinge Verelendung, Obdachlosigkeit, Gewalterfahrung oder Haft bedeuten: „Vor allem in ärmeren europäischen Ländern wie Griechenland, Ungarn oder Malta gibt es keinen entwickelten Sozialstaat“, sagt Sozialarbeiterin Hartnagel, „denn dort fängt die Familie einen auf.“ Schwierig wird es, wenn man keine hat. „Ich nehme mir das Leben“, hat ein Flüchtling angesichts der drohenden Abschiebung angekündigt. Im letzten Moment konnte ihn ein Kirchenasyl davor bewahren.

Ihr Expertenwissen haben sich die beiden Frauen selbst angeeignet, auf Seminaren, im Selbststudium und im Austausch mit Juristen und Kollegen. „Weder Staat noch Kirche“, so bedauern sie, „bieten eine systematische Ausbildung zum Asylrecht an, die neuen Kollegen den Einstieg erleichtern und die Qualität der Beratung sichern würde.“

Dabei ist die Materie kompliziert, ständig verändert sich etwas, die europäische Gesetzgebung spielt mit hinein. Besonders wichtig sei es, die vielen Ehrenamtlichen zu schulen. Denn ohne diese käme die Flüchtlingsbetreuung zum Erliegen.

Die zwei Räume der Flüchtlingsberatung sind funktional eingerichtet: Aktenordner, Drucker, Laptops. Bunt sind nur die Kinderzeichnungen an der Wand. Besonders eine strahlende Sonnenblume zieht die Blicke auf sich. Sie stammt von der neunjährigen Sidra, einem Mädchen aus Syrien, die mit zwei Geschwistern, der schwangeren Mutter und ihrem Vater abgeschoben werden sollte. Eine Stellungnahme von Hartnagel half, die Abschiebung mit einem Eilantrag bei Gericht vorerst zu verhindern. Die Familie darf jetzt in Deutschland den Ausgang des Klageverfahrens abwarten. Aber wie lange Sidra bleiben darf, das weiß man noch nicht. ■



Eine Blume für die Beraterinnen
malte die neunjährige Sidra.

TRAUMA



Bildhauer Kader Traore quälte nach der Flucht starke Unruhe und Schlaflosigkeit. Was ihm gut tut: wieder künstlerisch tätig sein.

Mit den Erinnerungen leben

Gewalterlebnisse hinterlassen Spuren an der Seele. Oft kommt das Erlebte erst dann hoch, wenn die Bedrohung vorbei ist. Im Psychosozialen Zentrum in Düsseldorf finden traumatisierte Flüchtlinge Hilfe

Von Nadja Juskowiak

In den Jahren 2010 und 2011 flohen hunderttausende Menschen in Todesangst aus der Elfenbeinküste. Der Machtkampf um das Präsidentenamt war in einen Bürgerkrieg gemündet, bei dem vor allem Männer, die mutmaßlich der Gegenseite angehörten, Opfer von Mordanschlägen und Gewalt wurden. Auch Kader Traore aus der Metropole Abidjan war in Gefahr. Dem 47-jährigen Bildhauer gelang die Flucht, und er schlug sich nach Deutschland durch. „Als ich hier ankam, dachte ich, jetzt habe ich die Probleme hinter mir gelassen. Doch das war eine falsche Vorstellung“, sagt er. Seine Frau und seine drei Kinder hatte er nicht mitnehmen können. Das Leben in der Fremde – ohne Familie, ohne geregelte Arbeit und mit dem Gefühl, nicht mehr

für die eigenen Kinder sorgen zu können – quälte ihn. Traore kam nach der Flucht nicht zur Ruhe, er litt unter Schlaflosigkeit und Kopfschmerzen.

Esther Mujawayo-Keiner ist Therapeutin und Menschenrechtsaktivistin. Sie ist einst selbst geflohen, vor dem Völkermord in Ruanda, und arbeitet heute im Psychosozialen Zentrum für Flüchtlinge (PSZ) in Düsseldorf. Dort betreut sie Kader Traore seit einigen Monaten. „Wenn du alles verloren hast, auch dich selbst, erscheint es dir wie ein Wunder, Menschen zu treffen, die dich verstehen, die deine Sprache sprechen und dich als Mensch sehen“, sagt sie über ihre Arbeit im PSZ. Sie ist Teil eines internationalen Teams aus elf hauptamtlichen Mitarbeitern und 45 Honorarkräften, die vor

allem als Sprachmittler arbeiten. Der eigenständige Verein unter dem Dach des Diakonischen Werkes Rheinland-Westfalen-Lippe bietet seit 1987 Psychotherapie, Beratung, Gruppen- und Sozialarbeit für traumatisierte Flüchtlinge und Folteropfer an, außerdem Fortbildungen und Fachberatung für Fachkräfte und Ehrenamtliche im Gesundheits- und Sozialbereich. Beraten wird in 33 Sprachen.

In den Räumen mitten in der Düsseldorfer Altstadt herrscht ein Klima des Respekts. Die Mitarbeiter schenken einander und ihren Gästen Freundlichkeit, die bei jeder Begegnung im PSZ spürbar wird. „Die Menschen brauchen nichts so sehr wie Schutz und Sicherheit. Und zwar in körperlicher, psychischer, in rechtlicher und sozialer Hinsicht“, sagt Annet-

te Windgasse, die das PSZ seit 2002 leitet. Wissenschaftliche Schätzungen würden davon ausgehen, dass etwa 40 Prozent aller Flüchtlinge aufgrund traumatischer Erfahrungen behandlungsbedürftig seien, berichtet sie. „Sehr viele sind durch Kriegsereignisse traumatisiert. Die zweite Gruppe sind politisch Verfolgte, Opfer von Bürgerkriegen und Menschen, die in Diktaturen inhaftiert und gefoltert wurden. Eine kleinere Gruppe sind Kindersoldaten, die gezwungen wurden, massive Gewalttaten zu begehen, oft nachdem sie unter Drogen gesetzt wurden.“ Rund 450 Klienten betreut das PSZ aktuell im Jahr. Etwa ein Drittel der Klienten ist minderjährig, viele Jugendliche kommen unbegleitet nach Deutschland.

Klienten des PSZ leiden häufig unter einer posttraumatischen Belastungsstörung. Diese kennzeichnet sich zum Beispiel durch so genannte Flashbacks, bei denen die Flüchtlinge die traumatischen Erlebnisse in wachem Zustand wie in einem Alptraum wieder erleben. „Die Menschen denken oft, sie würden verrückt und müssten in die Psychiatrie. Wir können ihnen hier sagen: Das ist eine ganz normale Reaktion auf ein unnormales Ereignis“, schildert Windgasse. Bausteine der Traumatherapie seien Achtsamkeitsübungen, um den Menschen im Hier und Jetzt zu verankern, und Imaginationsübungen, bei der sich der Betroffene zum Beispiel vorstellt, das quälende Erlebnis laufe wie ein Film in einem Fernseher ab, den er leiser einstellen oder abstellen kann, erläutert die Traumatherapeutin.

Kader Traore kannte diese Art von Therapie nicht. „Als mir gesagt wurde, ich solle nur sprechen, habe ich gedacht: Was ist das für eine Behandlung?“, berichtet er. Aber die Gespräche haben ihm geholfen. Es geht ihm mittlerweile deutlich besser, seine Familie sieht er wenigstens ab und zu per Skype. Über die Flucht redet er trotzdem nicht gerne. „Ich habe in den letzten Jahren versucht, vieles zu vergessen“, sagt er. Eine Rückkehr in die



Elfenbeinküste bleibt für ihn ungewiss. Aber er weiß, was er hier tun möchte. Traore will sich Kindern widmen und mit ihnen bildhauern. Er hat schon damit begonnen. Gemeinsam mit einer Kindergruppe schnitzte er einen Totempfahl. Der drei Meter hohe Eichenstamm mit Uhu, Erdmännchen und einem Menschenreigen schmückt nun einen Spielplatz in Herten. ■

Spielfiguren helfen, Geschehenes aus der Distanz zu betrachten. Therapeutin Annette Windgasse (roter Pulli) mit Kader Traore. Hafida Badaoui übersetzt.

Weitere Fotos unter:
diakonie.de/Fluechtlinge

Trauern ohne Grab

Das Psychosoziale Zentrum für Flüchtlinge (PSZ) bietet Fortbildungen an zur Arbeit in kultureller und sozialer Vielfalt (Diversity) in traumabezogenen und asylspezifischen Fragen. Informationen zum Programm erhalten Interessierte unter psz-duesseldorf.de oder telefonisch unter 0211/544 173 22.



Auf Initiative des PSZ entstand 2011 in der Düsseldorfer Altstadt ein interkultureller Trauerort: Eine von Bambuspflanzen eingerahmte Bodenspirale mit Platz zum Sitzen und Verweilen. Hier können Menschen aus verschiedenen Kulturen der Verstorbenen gedenken, deren Gräber sie nicht besuchen können. Der Trauerort liegt auf dem Gelände der Bergerkirche der Diakonie Düsseldorf und ist für alle offen. Der Entwurf stammt von der Künstlerin Anne Mommertz. ■

BERUF

„Ich bin ja nicht dumm“

Viele Flüchtlinge und Migranten haben qualifizierte Berufsabschlüsse. Doch der Weg zu deren Anerkennung ist ein bürokratischer Hürdenlauf und allein kaum zu meistern

Von Constanze Bandowski

Hasan Dakka atmet erleichtert auf. Der syrische Ingenieur für Brandschutztechnik hat sich an den Schreibtisch von Nadja Grichisch gesetzt. Er reicht ihr ein offizielles Schreiben. „Hier ist die Kostenbewilligung“, sagt er und betont dabei sorgfältig jede einzelne Silbe des komplizierten deutschen Wortes. „Super“, kommentiert die Fachberaterin der Zentralen Anlaufstelle Anerkennung (ZAA) der Diakonie Hamburg und überfliegt schnell den Brief. „Damit können wir Ihr Hochschulzeugnis bei der Zentralstelle für ausländisches Bildungswesen in Bonn bewerten lassen und den Antrag stellen auf Anerkennung des Diplomingenieurs in der Behörde für Wissenschaft und Forschung in der Hamburger Straße.“ Das erste Verfahren dauert drei bis vier Monate, das zweite vier Wochen.

Damit hat Hasan Dakka sein erstes Ziel erreicht. Mit Zeugnis und Titel steigen seine Chancen, sich als ausländische Fachkraft auf dem deutschen Arbeitsmarkt zu behaupten. Der 30-jährige Bürgerkriegsflüchtling will in Deutschland nicht als Bittsteller auftreten. „Ich will arbeiten“, sagt er. „Ich glaube, ich war ein guter Ingenieur in Syrien. Jetzt will ich mich weiterqualifizieren und ein neues Leben aufbauen.“ Nach seinem sechs-



Ein Mann, der was kann:
Brandsicherheitsingenieur
Hasan Dakka aus
Syrien wird sich bald auch
hier bewerben dürfen.
Nadja Grichisch berät ihn.



jährigen Studium arbeitete Hasan Dakka ein Jahr lang als Leiter der Ausbildungsabteilung der staatlichen Feuerwehr in Aleppo. Dann begann der Krieg und zerstörte sein Leben. „Ich habe vier Jahre verloren!“, sagt der junge Mann, der im Februar 2014 nach Hamburg kam und seitdem in einer Flüchtlingsunterkunft im Osten der Stadt lebt. Vor drei Monaten nahm er erstmals Kontakt mit der ZAA auf, um seinem Leben eine neue Perspektive zu geben. Nadja Grichisch erklärte ihm, welche Papiere er für die Anerkennung benötigte, und half ihm, einen Antrag auf Kostenübernahme im Stipendienprogramm der Behörde für Arbeit, Soziales, Familie und Integration zu stellen.



Karolina Ignasinska (links) war in Polen als Unternehmerin erfolgreich.

Michael Gwosdz (rechts) ist der Projektleiter der Zentralen Anlaufstelle Anerkennung

Die 595 Euro für Übersetzungen, Beglaubigungen und die sonstige Bearbeitung hätte er allein niemals bezahlen können. Dieses Schreiben hält der ehrgeizige Mann heute in der Hand.

„Jetzt hoffe ich, dass es vorwärts geht, dass ich mich weiterqualifiziere und eine gute Arbeit finde“, so Hasan Dakka. Einen dreimonatigen Deutschkurs hat er bereits hinter sich, jeden Tag lernt er fleißig Vokabeln und Grammatik. Zurzeit macht er ein Praktikum bei der Hamburger Feuerwehr. Im Internet hat er sich um Integrationsprojekte für qualifizierte Ingenieure und um Stipendien für Aufbaustudiengänge beworben. Auch der nächste Deutschkurs für Fortgeschrittene steht bereits an. „Um Herrn Dakka mache ich mir absolut keine Sorgen“, sagt Nadja Grichisch. „Ich finde es erstaunlich, wie schnell er sich in dieser fremden Umgebung zurechtfindet und wie engagiert er sein Anliegen vorantreibt.“*

Hasan Dakka gehört zu einer wachsenden Gruppe syrischer Bürgerkriegsflüchtlinge, die sich an die Hamburger ZAA wenden. Mit 72 Beratungen im vergangenen Jahr hat sich ihre Zahl innerhalb eines Jahres mehr als verdoppelt. „Das ist einer der deutlichsten Anstiege“, stellt Projektleiter Michael Gwosdz fest. Damit befindet sich Syrien erstmalig unter den Top 20 aller 140 Herkunftsländer seiner Klienten. Die Mehrzahl stammt nach wie vor aus Osteuropa: Russland führt mit 618 Fällen die Liste an, gefolgt von Polen mit 487 Fällen.

Eine von diesen ist die polnische Verwaltungswirtin Karolina Ignasinska. Nachdem sie in ihrer Heimat Posen keine Anstellung mehr als Rechtsanwaltsgehilfin fand, machte sie sich mit dem Vertrieb von deutschen Reinigungsmaschinen selbstständig. „Zwei Jahre lang lief alles super“, sagt die zierliche Frau mit blondem Pferdeschwanz und blauer Brille. „Das war ein sehr guter Job, in dem ich viel gelernt habe. Allerdings habe ich immer gearbeitet und meine Tochter nur schlafend gesehen.“ So beschloss die selbstständige Unternehmerin, mit ihrer Tochter im Mai 2008 nach Hamburg zu gehen. „Ich kannte niemanden, aber ich wollte ein Gewerbe anmelden und gebrauchte Maschinenteile an meine Kunden in Polen, Russland und der Ukraine verkaufen.“ Heute weiß die 38-jährige Alleinerziehende, wie blauäugig sie an die Sache herangegangen war. „Mein Schuldeutsch war viel zu schlecht, und dann kam noch die Wirtschaftskrise hinzu.“

Karolina Ignasinska meldete sich arbeitslos. Das ist jetzt knapp drei Jahre her. „Ich habe Hunderte Bewerbungen geschrieben, aber nur Absagen bekommen, weil ich angeblich überqualifiziert bin“, klagt sie. Und weil sie keinen in Deutschland gültigen Berufsabschluss vorweisen konnte. „Ich war kurz davor, in ein anderes Land zu gehen, zum Beispiel nach England, aber es gefällt mir hier so gut! Meine Tochter hat hier eine Zukunft. Sie ist jetzt 13 Jahre alt, geht zur Schule, spricht perfekt Deutsch. In Polen gibt es keine Arbeit, kein Geld, keine Wohnungen. Das ist keine Alternative für uns. Ich will doch arbeiten.“ 2013 wandte sie sich an die Diakonie, nach drei Treffen und zahlreichen Briefwechseln erhielt sie am 31. Juli 2014 einen Bescheid über die Gleichwertigkeit ihres Berufsabschlusses mit einer deutschen Bürokauffrau. Dieser so genannte Referenzberuf trifft die größte Übereinstimmung mit der polnischen Ausbildung und der Berufserfahrung von Karolina Ignasinska. „Das ist zwar etwas völlig anderes, als ich gelernt habe, aber vielleicht kann ich später als Speditionskauffrau arbeiten“, überlegt sie. Erfahrungen im Import-Export habe sie reichlich. Jetzt macht Karolina Ignasinska erst einmal einen Grundkurs in Buchhaltung und deutscher Standardsoftware. „Ich bin ja nicht dumm“, sagt sie mit Nachdruck. „Ich brauche nur eine Chance.“ ■

* Inzwischen (kurz vor Drucklegung) hat Hasan Dakka offiziell die „Genehmigung zum Führen der Berufsbezeichnung Ingenieur“ erhalten. Er kann sich jetzt als Ingenieur der Fachrichtung Brandschutz auf dem deutschen Arbeitsmarkt bewerben.

Zentrale Anlaufstelle Anerkennung

Seit 2012 hat jeder Migrant oder Flüchtling in Deutschland das Recht, seine Ausbildung offiziell bewerten und anerkennen zu lassen. Die Zentrale Anlaufstelle Anerkennung (ZAA) der Diakonie Hamburg unterstützt Menschen mit ausländischen Zeugnissen im Labyrinth deutscher Behörden.

anlaufstelle-erkennung.de

BERATUNG

Gibt's Probleme?

Im Beratungs- und Betreuungszentrum für junge Flüchtlinge und Migranten in Berlin-Moabit kann man mit Problemen kommen Von Annette Siegrist

Soltan war 15, als er sich von seiner Familie in Afghanistan verabschiedete und auf den Weg machte. Seine Familie fühlte sich nicht mehr sicher. Denn sie gehört zum Volk der Hazaren, zu einer Minderheit. Damals, es war im Sommer 2009, wusste Soltan nicht, was ihn auf seiner Flucht erwarten würde. Er ging allein, 33 Tage lang war er unterwegs. Hunger, Angst, das Gefühl der Einsamkeit und die Ungewissheit waren seine stetigen Wegbegleiter. Über Griechenland kam er schließlich direkt nach Berlin. Hier hoffte er, Freiheit und eine Zukunft zu finden, hier wollte er seinen Schulabschluss machen und studieren.

Eine Hoffnung, die schnell zerschlagen wurde. Die Polizei nahm ihn noch am Flughafen fest und steckte ihn ins Gefängnis. 27 Tage blieb er dort. Die Behörden glaubten ihm sein Alter nicht, sie schätzten ihn älter als 16, weshalb er keinen Anspruch auf Unterstützung vom Jugendamt hatte. Er musste für sich allein kämpfen. Der junge Mann wirkt gelassen, während er seine Geschichte erzählt. Er spricht ruhig, sein Blick ist freundlich und offen. Nur seine Hände

verraten, was wirklich in ihm vorgeht, wenn er an diese Zeit zurückdenkt. Sie sind angespannt, halten sich gegenseitig fest. „Ich wünsche keinem, dass er so etwas erleben muss.“ Heute ist Soltan in der 12. Klasse und macht sein Abitur. Dennoch hat er Angst. Angst vor der Abschiebung, Angst, dass die Härtefallkommission oder der Innensenator seinen Antrag auf die Erteilung einer Aufenthaltserlaubnis ablehnen und er nicht studieren kann.

Solche traumatischen Lebensgeschichten hören die Sozialpädagogen im BBZ jeden Tag. Im Beratungs- und Betreuungszentrum für junge Flüchtlinge und Migranten in Moabit steht die Tür offen für alle Menschen und besonders für Jugendliche, die in Berlin nach Flucht und Vertreibung gestrandet sind. Das spricht sich rum. Es herrscht ein Kommen und Gehen, bis zu 70 Menschen sind täglich in der Beratungsstelle. „Hier kümmert sich jeder um jedes Problem“, bringt es Praktikant Alexander Hesse auf den Punkt. Niemand wird abgewimmelt. Auch nicht, wenn es für manche Probleme keine Lösung zu geben scheint.

Fotos: Sibilla Calzolari



Tschingis (oben) arbeitet im Beratungszentrum und hilft jungen Erwachsenen wie Soltan (unten), ihren Weg in Deutschland zu finden.

Mit diesem Gefühl kam Ibrahim Kanalan zur Beratungsstelle. Der Kurde flüchtete 1994 allein aus der Türkei, da war er 14. In Berlin lernte er Deutsch, machte sein Abitur, während er darauf wartete und dafür kämpfte, dass sein Asylantrag angenommen wurde. Nach der Schule folgte dann ein tiefes Loch, weil sein Aufenthaltsstatus noch immer nicht klar war und er deshalb nicht zur Uni gehen konnte. Walid Chahrour fing ihn auf. Der Leiter und Koordinator des BBZ sagte zwar auch, dass es juristisch für ihn schlecht aussehe, aber er machte ihm dennoch Mut: „Bleib hier, wir machen da was.“ Ibrahim blieb, arbeitete in der Beratungsstelle mit und gründete mit anderen Jugendlichen vom BBZ zunächst eine Gruppe in Berlin und später mit anderen Organisationen die bundesweite Initiative Jugendliche ohne Grenzen (JoG). Diese politische Arbeit stärkte ihn. Zwei Jahre später konnte er doch noch mit dem Jurastudium beginnen.

Ähnlich erging es Tschingis Sülejmanov. Er kam mit seinen Eltern aus Aserbaidschan nach Deutschland, machte ebenfalls sein Abitur und konnte nur dank einer Ausnahmeregelung Mathe studieren. „Es kommt immer darauf an, dass du auf die richtigen Leute triffst, die dich unterstützen.“ Diese Solidarität, die er erfahren hat, gibt er jetzt als Mitarbeiter im BBZ weiter.

Ein wichtiger Punkt für Walid Chahrour: Er möchte den Jugendlichen zeigen, dass sich Solidarität und politisches Engagement lohnen. „Das Wichtigste ist, dass wir sie dafür sensibilisieren, welche Rechte sie eigentlich haben.“ Deutlich zeigt sich das beim Thema Bildung. Jede Woche stehen Kinder vor der Tür, weil sie

zur Schule gehen möchten und nicht können. Sie landen allein oder mit ihrer Familie in Berlin, wollen lernen, bekommen oft aber erst nach Monaten einen Schulplatz. „Manchmal müssen wir Klage einreichen, dann geht es schneller“, erzählt Walid Chahrour. Wenn ein Kind aus einem deutschen Bundesland nach Berlin umzieht, kann es dagegen schon nach wenigen Tagen in die Schule gehen. Täglich werden er und seine Mitarbeiter mit solchen Ungerechtigkeiten konfrontiert. Unterkriegen lassen sie sich davon nicht, sie suchen weiter nach Lösungen für die Jugendlichen. Denn deren Lebensgeschichten zeigen, dass es sich lohnt, für sie einzustehen. ■



Leiter Walid Chahrour will, dass die Jugendlichen ihre Rechte kennen: zum Beispiel zur Schule zu gehen.

Das BBZ für junge Flüchtlinge

Das Beratungs- und Betreuungszentrum für junge Flüchtlinge und Migranten (BBZ) in Berlin-Moabit berät und unterstützt seit mehr als 13 Jahren Flüchtlinge aus 52 Ländern. Hier ist jeder willkommen, egal, mit welchem Problem er kommt. Ob Sprachkurse, juristische Fragen rund ums Aufenthaltsrecht oder Schwierigkeiten mit Kitas, Schulen oder der Uni – acht Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie viele Ehrenamtliche und Dolmetscher arbeiten zusammen, um Flüchtlingen den Weg ins gesellschaftliche Leben und vor allem den Zugang zu Bildung und Arbeit zu ermöglichen.

Passend zu der jeweiligen Notsituation oder Fragestellung gibt es im BBZ verschiedene Projekte, die sich gezielt bestimmten Themen widmen, beispielsweise dem Recht auf Bildung. Dabei wird gemeinsam mit Kindern und Jugendlichen ein individueller Bildungsplan erarbeitet, und bei „Jugendliche ohne Grenzen“ unterstützen sich Jugendliche gegenseitig und werden auch politisch aktiv. ■

Ausführliche Informationen zum BBZ und den einzelnen Projekten unter: bbzberlin.de

WOHNUNGS-
SUCHE

Freundliche Familie sucht ...

Wer offiziell als Asylberechtigter anerkannt ist, darf und muss sich um eine eigene Wohnung bemühen. Ein bedeutender Schritt ins normale Leben. Aber – wer vermietet schon an Flüchtlinge?

Von Sibylle Ahlers



Wird von den Vermietern oft schon am Telefon abgewimmelt: Die Tschetschenin Madina Hadschieva mit einer ihrer Töchter.

Am Tag ihrer Geburt wurde die kleine Aischa zu einer Berliner Berühmtheit. Ihre Eltern waren aus politischen Gründen mit zwei Kindern aus Tschetschenien geflüchtet. Sie standen mit gepackten Koffern am Hauptbahnhof, als bei Mutter Madina Hadschieva die Wehen einsetzten. Das fünfte Familienmitglied kündigte sich an. „Sogar die Zeitungen haben damals über uns berichtet“, erzählt die 40-jährige Hausfrau. Heute ist Aischa sieben, ihre älteren Geschwister sind 15 und 13 Jahre alt. Der Familie geht es heute gut. Sie darf nach jahrelangem Kampf mit den Behörden in Deutschland bleiben. Vater Valid Danubekov, 40, hat gerade einen Job bei einem Bauunternehmen bekommen. Nun stehen er und seine Frau vor einer neuen Herausforderung: in Berlin eine bezahlbare Wohnung finden.

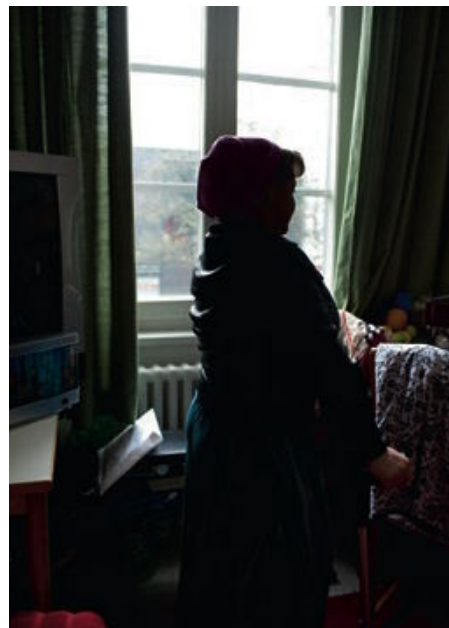
Seit 2009 lebt die Familie im Refugium, einer Gemeinschaftsunterkunft für 90 Flüchtlinge, die Teil des Paul-Gerhardt-Stifts im Berliner Stadtteil Wedding ist. Das Refugium hat fast nur abgeschlossene Wohnungen und unterscheidet sich sehr von den Massenunterkünften mit Zimmern voller Stockbetten. Die Bewohner kommen aus 13 Ländern, allesamt Kriegs- und Konfliktgebiete wie Afghanistan, Tschetschenien, Armenien, Bosnien, Syrien, der Türkei oder den palästinensischen Gebieten. „Wir nehmen Flüchtlinge auf, die sich im Asylverfahren befinden“, erzählt Leiterin und Diplompädagogin Regine Vogl. Seit neun Jahren arbeitet sie im Refugium. „Wir bringen hier mehrheitlich Familien und besonders schutzbedürftige Menschen unter“, so Regine Vogl, „darunter kranke, traumatisierte Personen oder alleinerziehende Mütter.“

Die Bewohner fühlen sich sehr wohl im Refugium. Die Atmosphäre ist freundlich und im Büro findet sich immer jemand, der im Notfall helfen, übersetzen, ein Telefongespräch führen kann oder einfach ein offenes Ohr hat. Da es in den meisten Fällen viele Jahre dauert, bis über das Schicksal eines Flüchtlings entschieden ist – im Einzelfall sogar bis zu 17 Jahre – richten sich die Menschen in ihren Zimmern häuslich ein.

„Für sie ist ihre Wohnung im Refugium ein richtiges Zuhause. Die gute Atmosphäre ist aber manchmal ein zweischneidiges Schwert“, erzählt Regine Vogl, „denn die Motivation, auszuziehen, ist dadurch auch nicht so hoch. Aber wir brauchen den Platz für Neuankömmlinge.“

Wer wie Aischas Eltern als Flüchtling in Deutschland offiziell anerkannt wurde, muss sich eine eigene Bleibe besorgen. „Die eigene Wohnung ist auch ein nächster Schritt in der Integration“, sagt Regine Vogl. Also sucht die Familie jetzt im um-

Malika Alieva (rechts), die nicht erkannt werden möchte, hat ihr Zimmer im Refugium persönlich eingerichtet. Aber auch sie wird bald ausziehen.



kämpften Wohnungsmarkt der Hauptstadt eine Vierzimmerwohnung. 805 Euro darf sie kosten, sonst verweigert das Jobcenter die Zustimmung. Das wissen viele Vermieter. Und wer an keinen Flüchtling vermieten will, der verlangt einfach 20 oder 50 Euro mehr, und schon ist er die unerwünschten Interessenten los. Viele Flüchtlingsfamilien aus dem Refugium haben zudem mehrere Kinder. „Wenn es mehr als zwei Kinder sind“, wundert sich Regine Vogl, „werden viele Vermieter extrem nervös.“ Einige Vermieter reagieren generell ablehnend, wenn ein Ausländer anfragt. „Einer hat mal sehr wortreich am Telefon erklärt, warum er keine Ausländer in seinem Haus haben will. Er sehe das aus der deutschen Perspektive, hieß es“, berichtet die Refugium-Leiterin, „so genau wollten wir das gar nicht wissen.“ Sie kann verstehen, dass man mit einzelnen Personen ein Problem haben kann, kann aber nicht nachvollziehen, dass man sich den Menschen nicht erst einmal anschaut.

Doch das Hauptproblem der Flüchtlinge ist der extrem enge und teure Wohnungsmarkt in Berlin. Madina Hadschieva hat nach eigener Auskunft selbst noch keine Erfahrung mit Rassismus gemacht. „Es geht nur ums Geld“, berichtet sie von der vergeblichen Suche. „Entweder die Vermieter sagen, wir vermieten nicht an Menschen vom Jobcenter, oder die Wohnungen sind einfach zu teuer.“

Malika Alieva, 43, eine weitere Refugiumsbesitzerin, hat ähnliche Erfahrungen gemacht. Sie wurde in Tschetschenien von Granatsplittern verwundet. Ihr Mann und Vater der gemeinsamen fünf Kinder hat sich danach von ihr getrennt. „Er wollte lieber eine gesunde Frau“, erzählt sie verbittert. Die Kinder sind heute zwischen 14 und 24 Jahren. Kontakt hat sie nur noch zu den zwei Erwachsenen. Die drei jüngeren leben beim Vater und seiner neuen Frau.

Mit ihrem verletzten Bein floh die Tschetschenin zunächst nach Polen und kam später nach Berlin, wo sie vor fünf Jahren aus humanitären Gründen als Flüchtling anerkannt wurde. Noch immer kann Malika Alieva nur mit Hilfe einer Krücke gehen, was die Wohnungssuche fast zu einer Tortur macht. Mehrfach wurden der Hartz-IV-Bezieherin Dachgeschossräume in Häusern ohne Fahrstuhl angeboten. „Alles regelt sich über den Preis“, sagt sie traurig. Doch trotz der Rückschläge mag die schwer kranke Frau Deutschland. „Ich liebe es, wie die Deutschen drauf sind. Sie sind herzlich und hilfsbereit. Das sind meine Erfahrungen“, berichtet sie. Und schließt ausdrücklich die Menschen im Jobcenter mit ein. ■

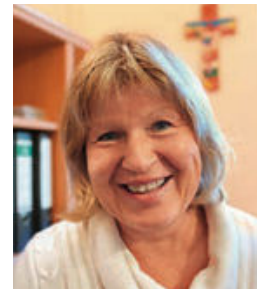
Infos zum Refugium unter evangelisches-johannesstift.de/paul-gerhardt-stift/arbeitsfelder/refugium

JUGEND- LICHE



Oben: Sara aus dem Iran.
An der Wand ihres Zimmers
hängen ihre Lieblingsbilder.

Rechts: Bei gutem Wetter fliegt
der Fußball über den Hof.



Mathilde Killisch
leitet die
Einrichtung.

Wo Angst auf Hoffnung trifft

Ihre Lebensgeschichten sind geprägt von Gewalt, Flucht und Trauer. Minderjährige unbegleitete Flüchtlinge sind willkommen im Jugendprojekt ALREJU im brandenburgischen Fürstenwalde

Von Kristin Oeing

Ein abgewetzter roter Fußball fliegt durch die Luft und landet im Nacken eines somalischen Jungen, der ihn geschickt aufhängt und mit ausgestreckten Armen auf seinem Rücken balanciert. Der geglückte Fußballtrick lässt ihn lächeln. Sechs andere Jungen gucken ihm gespannt zu, bis einer ruft: „Yallah, yallah!“ – „Los jetzt!“, das Spiel soll weitergehen. Die letzten warmen Sonnenstrahlen im Herbst haben die Jugendlichen aus dem zweistöckigen Gebäude, in dem sie wohnen, nach draußen gelockt. Während die einen den Fußball hin- und herkicken, sitzen zwei andere auf der Tischtennisplatte und hö-

ren kurdische Musik. Eine beschauliche Szene, die nicht erahnen lässt, was die jungen Menschen in ihrem Leben bereits durchgemacht haben.

Es sind bewegende und nicht selten grauenvolle Lebensgeschichten, die in dem Jugendprojekt ALREJU in Fürstenwalde, einer Kleinstadt etwa 60 Kilometer südöstlich von Berlin, erzählt werden. Sie sind geprägt von Krieg, Gewalt und Verlust. Einige Kinder haben ihre Familien bei der Flucht verloren, andere sind allein aus ihrem Heimatland aufgebrochen, haben Tausende Kilometer in den grausamen Händen von Schleppern ver-



Christina Czapla weiß, dass Nuura aus Somalia gerade Trost braucht.



So jung sie auch sind: Für den Haushalt sorgen die Jugendlichen selbst.

bracht, bis sie irgendwann in Europa strandeten. Seit über 20 Jahren finden minderjährige unbegleitete Flüchtlinge im ALREJU eine vorübergehende Heimat.

„Die größte Angst der Kinder ist, wo sie in zwei Jahren sein werden“, sagt Heimleiterin Mathilde Killisch, 60, „und wir können ihnen nichts garantieren. Die Aufenthaltspapiere werden immer nur für ein halbes Jahr verlängert.“ Das Schreckensszenario, zurück in die Heimat oder einen Schengenstaat abgeschoben zu werden, haben die Jugendlichen tagtäglich vor Augen. Trotzdem sind sie froh, dem Krieg, der Armut und Perspektivlosigkeit entkommen zu sein. Derzeit wohnen über 50 Jugendliche zwischen 13 und 19 Jahren im Wohnprojekt. Hier lernen sie ihren Alltag zu organisieren. Sie sollen selbstständig werden, Verantwortung übernehmen, das Leben meistern.

Die meisten Jugendlichen haben konkrete Berufswünsche. Fatemeh, 19, möchte Erzieherin werden. Sie geht in die neunte Klasse der Spree-Oberschule

und macht gerade ein Praktikum im Asylbewerberheim. „Ich liebe es, Menschen zu helfen“, sagt sie.

Fatemeh kommt aus einem Dorf nahe der afghanischen Stadt Herat, sie wurde jung an die Taliban verkauft, ihre Mutter verhalf ihr später zur Flucht. Ein Schlepper brachte sie bis nach Griechenland, am Ende der Odyssee landete sie in Berlin-Schönefeld. Die Grenzpolizei schickte sie zunächst ins Auffanglager nach Eisenhüttenstadt, bis sie schließlich in Fürstenwalde ankam. Kontakt zu ihrer Familie hat Fatemeh nicht, dafür aber seit einigen Monaten eine neue Mitbewohnerin: die Iranerin Sara, 17. Auch sie hat schon Pläne für ihre Zukunft. Sie ist eine gute Schwimmerin und könnte sich vorstellen, später als Schwimmlehrerin zu arbeiten. „Oder ich werde Malerin“, sagt sie. Im Zimmer hängen ihre Bilder, japanische Anime-Figuren, eine bunte Eule, die starr geradeaus blickt. Auf dem Fensterbrett daneben sitzen Teddybären. Es sind keine Kinder mehr, die hier wohnen, aber auch noch keine Erwachsenen. Fatemeh wird bald ausziehen, eine Wohnung hat sie schon gefunden. Doch sie hat Angst vor dem Alleinsein, vor der Stille und Dunkelheit der Nacht.

Christina Czapla kennt die Ängste und Nöte der Jugendlichen: Heimweh,

Schmerz, Trauer. Sie arbeitet als Betreuerin bei ALREJU. Zur Begrüßung schließt sie die Jugendlichen in ihre Arme. Der Jüngste in ihrer Wohngruppe, der 13-jährige Siyabonga, der mit seinen zwei Geschwistern aus Südafrika geflohen ist, strahlt über das Gesicht, als er „Frau Christina“ sieht.

Siyabonga läuft in kurzen Hosen herum, bei 13 Grad Außentemperatur eigentlich zu kalt, aber die Kinder müssen früh lernen, auf sich selbst aufzupassen. Sie bekommen Taschen- und Essensgeld und jede Hilfe, die sie benötigen, doch die Alltagsaufgaben wie Kochen, Waschen, Putzen liegen in ihrer Verantwortung. „Diese Selbstständigkeit ist wichtig, damit sie lebensfähig sind“, sagt Czapla.

Wo pubertierende Jugendliche aus so vielen Kulturen aufeinandertreffen, sind Konflikte unvermeidbar. Doch oft entwickeln sich auch Freundschaften, so wie bei Bilawal, 16, aus Pakistan, und Hai, 17, aus Vietnam. Die beiden Jungen sprechen deutsch miteinander und hoffen, irgendwann nach Berlin ziehen zu können. Die Stadt klingt in ihren jungen Ohren wie ein Versprechen. Doch noch bleiben sie hier, an diesem Ort, an dem Teddybären auf Rap-Musik treffen, vietnamesische Pho-Suppe auf Tiefkühlpizza – und Leid auf Hoffnung. ■

ALREJU

Das Jugendprojekt ALREJU ist die einzige Spezialeinrichtung des Landes Brandenburg, die minderjährige unbegleitete Flüchtlinge – unabhängig von ihrer Herkunft, Kultur und Religion – aufnimmt. Träger ist das Diakonische Werk Oderland-Spree. Nach dem mehrwöchigen Clearing-Verfahren können die jungen Flüchtlinge meist langfristig in eine der zehn Wohngruppen einziehen. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt auf der Persönlichkeitsbildung, der Stärkung der Sozial-, Alltags- und Sprachkompetenz und der Hilfe zum selbstständigen Leben. Zudem werden die Jugendlichen bei Behördengängen begleitet und können nach dem Erstunterricht in deutscher Sprache weiterführend zur Schule gehen. Etwa drei Viertel der Jugendlichen machen einen Schulabschluss. Nach der Zeit im ALREJU ziehen die jungen Erwachsenen in eine eigene Wohnung oder in eine Erwachsenen Einrichtung. ■

diakonie-ols.de/alreju.html

**MEDIEN-
TIPPS**


Keine Filmfigur:
Larisa aus
Tschetschenien
mit ihrer Familie
in „Willkommen
auf Deutsch“.

Ein Film, der genau hinschaut



Containerunterkunft
in Meckelfeld im
Landkreis Harburg.
Ob sich in solchen
Baracken jemand
willkommen fühlt?

Willkommen auf Deutsch

Ein Dokumentarfilm über zwei Dörfer im ganz normalen Asylwahnsinn. Das Ganze spielt im Landkreis Harburg: Im Dorf Appel soll ein ehemaliges Alten- und Pflegeheim für 53 Asylbewerber genutzt werden. Eine Bürgerinitiative läuft dagegen Sturm, die Mütter haben Angst um ihre Kinder. In der Ortschaft Tespe dient währenddessen eine ehemalige Sparkasse als Unterkunft für eine Mutter mit sechs Kindern aus Tschetschenien. Nachbarn beschwerten sich über den Lärm der Kinder. Nach dem psychischen Zusammenbruch der Mutter kümmert sich eine ältere Deutsche um die Familie. Sie beklagt, eine Integration finde nicht wirklich statt, solange die Angst vor Abschiebung jede Anstrengung zunichte macht.

Die Filmemacher Carsten Rau und Hauke Wendler haben die Ereignisse in beiden Orten dokumentiert und sind dabei der Frage nachgegangen, wie es um die Willkommenskultur und die Angst vor „Überfremdung“ hierzulande steht. Befürworter und Gegner sowie zahlreiche Asylbewerber kommen ausführlich zu Wort. Ein Film, der die menschlichen Dimensionen veranschaulicht, ein Umdenken der Politiker fordert und nicht ganz ohne Hoffnung endet. Siehe hierzu das Interview mit Regisseur Hauke Wendler (rechts).

Brown Sugar Films Verleih, 90 Min, FSK 0, Kinostart: 12.3.2015, später als DVD zu kaufen



Hauke Wendler,
Regisseur des
Films „Willkommen
auf Deutsch“

„Harscher und engstirniger Umgang mit Menschen“

Wie typisch sind die im Film „Willkommen auf Deutsch“ gezeigten Szenen? Fragen an Regisseur Hauke Wendler Von Holger Twele

Wie sind Sie auf die Orte Appel und Tespe im Landkreis Harburg gekommen?

Nach den ausländerfeindlichen Protesten in Berlin-Hellersdorf haben wir im Sommer 2013 mit unserem neuen Dokumentarfilm „Willkommen auf Deutsch“ begonnen. Und da hörten mein Koautor Carsten Rau und ich zufällig von der tschetschenischen Mutter und ihren sechs Kindern, die als Asylbewerber in dem Ort Tespe untergebracht waren. Es gab dort auch heftige Proteste. Das war der Ausgangspunkt für unseren Film. Der zweite Ort Appel ergab sich, weil wir im gleichen Landkreis weiterarbeiten wollten und sich dort eine Bürgerinitiative gegen eine geplante Unterkunft für Asylbewerber gegründet hatte.

Inwiefern sind diese Orte typisch für deutsche Willkommenskultur?

Wir glauben, dass Tespe, Appel und der Landkreis Harburg stellvertretend für die knapp 300 anderen Landkreise in Deutschland stehen, weil sie die Ängste und Sorgen widerspiegeln, die deutsche Bürger im Umgang mit Asylbewerbern haben – aber auch, weil sie zeigen, wie sich Menschen in diesem Bereich engagieren können.

Kann man überhaupt von einer deutschen Willkommenskultur sprechen?

Unserer Meinung nach wird dieses Wort heute völlig überstrapaziert, deshalb haben wir ja auch diesen Filmtitel gewählt. Solange man mit Menschen, die auf der Flucht hierher kommen und um Asyl bitten, so harsch und so engstirnig umgeht, kann man nicht von einer offenen Willkommenskultur in Deutschland sprechen.

Warum gibt es in der deutschen Bevölkerung große Ängste vor Asylbewerbern und Flüchtlingen?

Einerseits sind Flucht und Migration essenzielle Bestandteile der Menschheitsgeschichte. Auch Deutschland wurde immer wieder stark durch Zuwanderung geprägt. Andererseits sind bei vielen Menschen Ängste erhalten, die aus Vorurteilen und auch mangelndem Wissen resultieren. Auch weil man es nie geschafft hat, diese Ängste offenzulegen und von Seiten der Politik einen klaren und ehrlichen Umgang damit zu finden. Bei unseren Dreharbeiten hat sich einmal mehr bestätigt: Da, wo Kontakte zwischen Anwohnern und Asylbewerbern entstehen, da bauen sich Vorurteile und Stereotypen oft ganz von alleine ab.

Sehen Sie also ein Versagen der Politik?

Das wesentliche Versagen liegt auf Seiten der Politik. Dieses Land ist ein Ein-

wanderungsland. Experten haben schon Anfang der 90er Jahre darauf hingewiesen und zukunftsweisende Perspektiven gefordert. Aber Politiker trauen sich oft nicht, diese Wahrheiten der Bevölkerung mitzuteilen. Sie haben Angst, Wählerstimmen zu verlieren. Deshalb geht man den vermeintlich leichteren Weg, was ich für sehr fahrlässig halte. Inzwischen kommt Bewegung in die Gesetzeslage. Es liegt jetzt an der Politik, das Versagen der letzten Jahrzehnte zu korrigieren.

Die Politik ist das eine. Was kann die Bevölkerung selbst tun?

Die Zivilgesellschaft muss eine Debatte anstoßen, die nicht von Angst und Vorurteilen geprägt ist wie im Moment, sondern offener geführt wird und auch die vielen positiven Momente anspricht, die solchen Migrationsprozessen innewohnen. Wir hoffen, mit unserem Film dazu beitragen zu können. Deswegen wollen wir ihn, gemeinsam mit vielen lokalen Initiativen vor Ort, in möglichst viele Kinos bringen, um über Podiumsdiskussionen mit ganz vielen Menschen ins Gespräch zu kommen. Interessierte Gruppen können sich dazu gern bei uns melden. Die stille Mitte der Gesellschaft muss sich endlich bewegen und einen anderen Umgang mit Flüchtlingen und Asylbewerbern einfordern. ■

Filme und Bücher



Veysel mit seinem Vater
in der Straßenbahn.

Deine Schönheit ist nichts wert

Der zwölfjährige Veysel ist erst vor wenigen Wochen mit seinen kurdisch-türkischen Eltern und dem älteren Bruder nach Wien geflohen. Niemand von ihnen spricht Deutsch. Als ehemaliger kurdischer Widerstandskämpfer fühlt der Vater sich in der alten Heimat verfolgt und beantragt Asyl. Unterdessen droht die Familie auseinanderzubrechen, zumal der ältere Sohn offen gegen den Vater rebelliert. Veysel hat dadurch niemanden mehr, dem er sich anvertrauen kann. Und auch seiner Mitschülerin Ana aus Bosnien-Herzegowina, in die er sich verliebt hat und deren Familie ebenfalls von Abschiebung bedroht ist, kann er seine Gefühle nicht vermitteln. Das gelingt ihm erst mit einem Gedicht des türkischen Dichters und Musikers Asik Veysel. – Der in Deutschland geborene Regisseur Hüseyin Tabak erzählt seinen Film aus der Perspektive des Jungen. Ausgeklügelte Bildkompositionen sowie wunderbare, zwischen Traum und Realität angesiedelte Szenen visualisieren, wie schwer es Veysel in der fremden Kultur hat und wie schwer sich sogar die eigenen Landsleute tun, ihm zu helfen. Doch Veysel gibt nicht auf, für seine Träume zu kämpfen.

Falter Verlag, 82 Min., FSK 6, ab 9,99 €

(erhältlich auch in der BJJ-Clubfilmothek)

Le Havre

Marcel Marx ist ein verhinderter Schriftsteller, dem der große Durchbruch versagt blieb. Dennoch ist er nicht zuletzt dank seiner Ehefrau zufrieden mit seinem Dasein als Schuhputzer in der französischen Hafenstadt Le Havre. Noch aber weiß Marcel nicht, dass seine Frau schwer an Krebs erkrankt ist. Als er zufällig dem Jungen Idrissa begegnet, der als blinder Passagier in einem Container illegal aus Gabun eingereist ist, entscheidet sich Marcel spontan, dem Jungen zu helfen, zu seiner in London lebenden Mutter zu gelangen. Tatkräftige Unterstützung findet er dabei von fast allen Bewohnern des Stadtteils. – Der teilweise in Frankreich lebende finnische Regisseur Aki Kaurismäki ist durch seine lakonischen Filmkomödien bekannt geworden, die oft einen pessimistischen Unterton tragen. Ganz anders in diesem Film, den er auch als Protest gegen den Umgang der französischen Politik mit Flüchtlingen aus Afrika drehte. Er gestaltete ihn nicht etwa als Sozialdrama, sondern als optimistisches modernes Märchen, in dem selbst das Unmögliche zur Realität werden kann. So stimmt der Film ein Loblied auf Eigenverantwortung und Solidarität an, bei der allein der Mensch zählt.

ALIVE, 94 Min., FSK 0, DVD ab 5,99 €



Zu dem Schriftsteller
Marcel Marx hat Idrissa
bald Vertrauen.

Sherko Fatah: Der letzte Ort

Was fühlt man bei einer Entführung? Wenn man, gefesselt in einem engen heißen Verließ, irgendwo in der Wüste, nicht weiß, wann man essen, trinken und auf die Toilette kann und was die Folterer vorhaben? Fühlt man außer Angst überhaupt noch etwas? Davon hatte auch Albert aus Deutschland

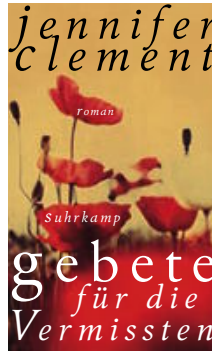


keine Ahnung, bis er auf seiner Reise im Irak zusammen mit dem einheimischen Übersetzer Osama in die Fänge von Islamisten gerät. Nichts ist mehr da von seinem alten Leben. Die beiden Männer werden, mal ge-

trennt, mal gemeinsam von Ort zu Ort geschleppt und reden dabei über ihr Leben. Ein Reden weniger zur Verständigung als zur Selbstvergewisserung. Schon in seiner Einzelzelle zu Beginn spricht Albert mit sich selbst und spürt wenigstens, dass er atmet und lebt. Das beruhigt ihn. Später in den Gesprächen spüren beide ihre Fremdheit. Osama sieht in Albert den typischen Vertreter der Leute aus dem Westen. „Sie führen sich auf wie Jugendliche, wenn man hierzulande schon Enkel hatte.“ Aus Osamas Sicht kann soviel Freiheit nur in die Irre führen. „Was man von den jungen Leuten aus dem Westen hört, klingt wie Verwahrlosung. Als hätten eure Eltern die Kontrolle über euch verloren. Das nennt ihr Freiheit. Jeder macht den Unsinn, der ihm gerade einfällt. Damit es hier genauso wird, schickt ihr eure Panzer her.“ Eine atemberaubende Entführungsstory und zugleich eine spannende Reflexion über das Leben in unterschiedlichen Kulturen. Ein brandaktueller Roman.

Luchterhand, 288 S., 19,99 €

Jennifer Clement: Gebete für die Vermissten



Ladydi wächst in den mexikanischen Bergen auf, inmitten von Mais- und Mohnfeldern, in einem Dorf ohne Männer, denn die sind auf der Suche nach Arbeit über die Grenze oder längst tot. Es ist eine unvorstellbar brutale Welt, in der ein Mädchenleben wenig zählt. Eine Welt, in der verzweifelte Mütter ihre Töchter als Jungen verkleiden oder sie in Erdlöchern verstecken, sobald am Horizont die schwarzen Geländewagen der Drogenhändler auftauchen. Aber Ladydi träumt von einer richtigen Zukunft, sie träumt von Freundschaft und Liebe und Wohlstand. Ihr Cousin verspricht ihr Rettung durch einen Job als Hausmädchen in Acapulco und verwickelt sie zugleich in einen Drogendeal. Der Überlebenskampf wird gnadenlos. Als sie ganz unten, im Gefängnis, angekommen ist, erlebt sie Freundschaft und Solidarität ihrer Mitgefangenen, alle auch Opfer von Gewalt. Und ihre Mutter übernimmt zum ersten Mal Verantwortung für sich und ihre Tochter. Die Autorin hat zehn Jahre vor Ort recherchiert und Hunderte Interviews mit von Drogenkrieg und Gewalt betroffenen Mexikanerinnen geführt. Daraus ist ein erfahrungsgesättigter und zugleich sehr poetischer Roman entstanden.

Suhrkamp, 228 S., 19,95 €

Mathias Énard: Straße der Diebe

Carrer Robadors, das ist, mitten in Barcelona, die Straße der Diebe, Nuten und Junkies. Hier lebt, illegal, ohne Papiere, Lakhdar aus Marokko, 20 Jahre alt. Gesucht von der Polizei, versteckt er sich auch vor der islamistischen Gruppe, für die er, der Bücher über alles liebt, in Tanger als Buchhändler gearbeitet hat. Politisch weit entfernt von den Islamisten, will er vor allem ein Leben in Freiheit: Geld verdienen, mit seiner katalanischen Freundin Judit zusammen sein und beten, wann ihm danach ist. Doch die Medien verbreiten täglich Bilder von Massakern aus Syrien. Dann taucht Bassam auf. Die Anzeichen, dass sein Jugendfreund in Spanien ein Attentat plant, mehren sich. Lakhdar muss gegen ihn Stellung beziehen.

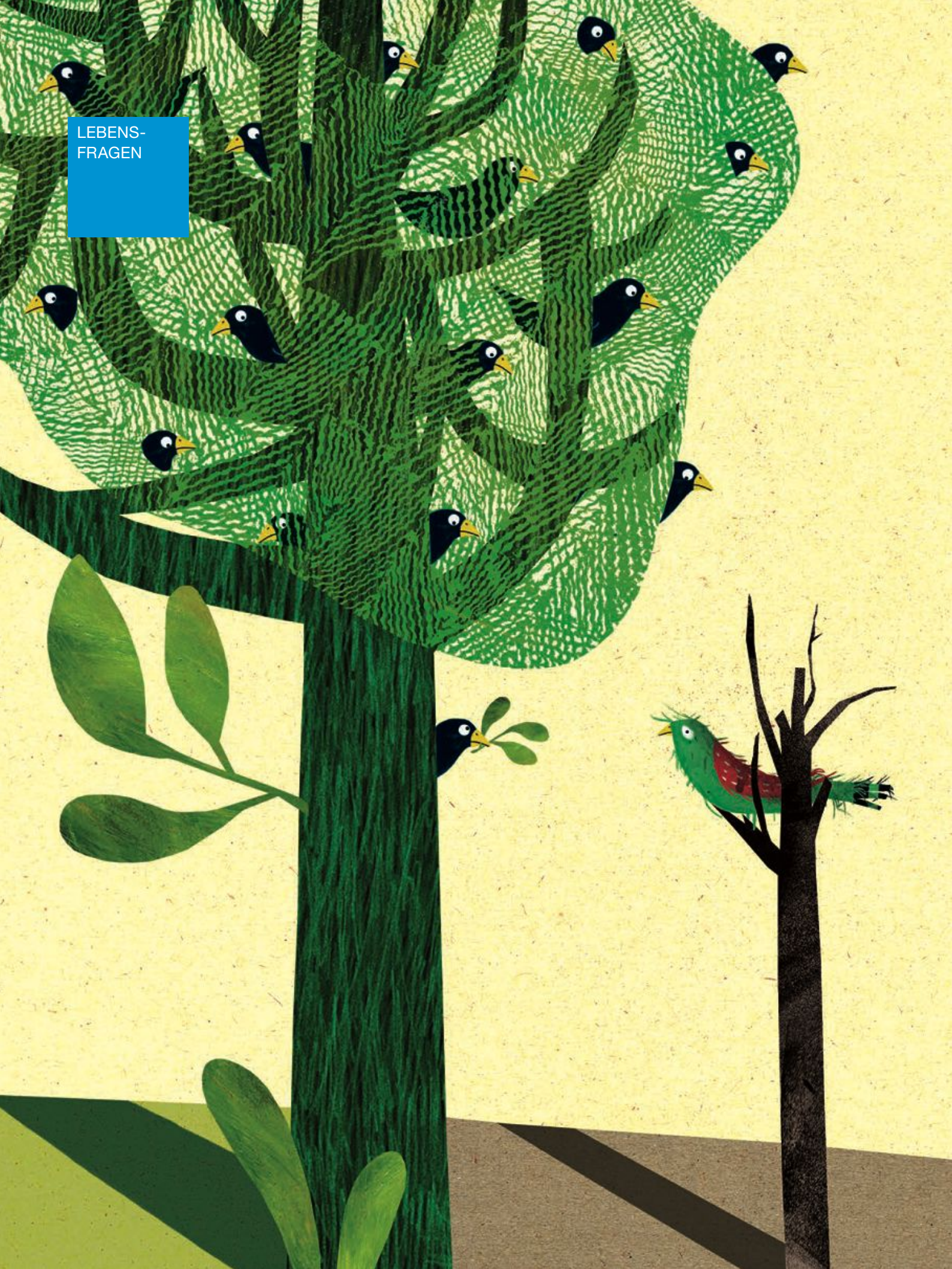
Diese Geschichte mag sich in abgewandelter Form zurzeit vielfach abspielen. An Nachrichten über den Dschihad und seine Opfer haben wir uns fast gewöhnt. Der Roman aber reflektiert die Zahlen. Was sind siebzehn ermordete Menschen? „Siebzehn Gesichter, mehr als eine Tonne Fleisch und Knochen, viele Zehntausend gelebte Stunden, Hunderte Menschen zwischen Tanger und Mombasa, die von einem Trauerfall betroffen sind.“ Ein literarisch überzeugender Roman, aus dem man lange Passagen zitieren möchte, weil er ethi-



sche Fragen berührt, die über die Tagesaktualität hinausreichen.

Hanser, 352 S.,
19,90 €

LEBENS-
FRAGEN



Angst vor dem Fremden ist normal

Angst gibt es auf beiden Seiten. Wichtig nur, dass man darüber spricht. Dann kann daneben auch Mitgefühl und Hilfsbereitschaft gedeihen

Von Krischan Johannsen

Normalerweise sprechen Menschen, die in der Telefonseelsorge anrufen, wenig über tagespolitische Themen. Sie haben zu viel mit sich selbst zu tun. Aber jetzt, wo immer mehr Flüchtlinge in die Stadt kommen, aus Syrien, aus Afghanistan und Afrika, ist doch öfter von deren Schicksal die Rede.

Manche Anrufer haben Mitgefühl mit ihnen. Einige Ältere erinnern sich an die eigene Flucht in der Kindheit, aus dem Osten hierher. Sie erinnern sich an die Furcht, an das ängstliche Leben in den ersten Jahren hier, ans Ausgegrenztsein der Heimatvertriebenen. Sie hatten die rechte Sprache nicht und schon gar nicht den richtigen Dialekt. Die Eltern, so sie denn da waren, konkurrierten mit den Einheimischen um die wenigen Arbeitsplätze. „Das war schwer, damals“, erzählen sie, „es hat lang gedauert“. Eine Anruferin betonte in einem Gespräch mehrmals: „Ich lass’ mich hier nicht mehr vertreiben. Ich wohne hier. Ich habe ein Recht zu bleiben.“ Sie lebt seit beinahe 60 Jahren hier, und doch ist die Bedrohung, wieder wegzumüssen, noch in ihr. Sie versteht die Flüchtlinge und ihre Not. Aber sie fühlt sich jetzt auch bedroht. So wie ihr geht es vielen anderen. Sie sollen schon kommen dürfen, die Fremden. Aber nicht so nah. Nicht in das eigene Quartier, nicht in das alte Hotel um die Ecke. Da ist ein dumpfes Gefühl des Widerwillens gegen das Fremde.

Fremdes bedeutet Veränderung, Unruhe. Das erleben viele Menschen als Gefahr. Weil die Angst nicht benannt werden darf, finden die Menschen abwehrende Argumente: „Die passen nicht her. Die Arztpraxen sind dann noch mehr überlastet. Es wird mehr geklaut. Wir haben nicht genug Arbeitsplätze.“ Keines dieser Argumente würde eine Realitätsprüfung überleben, aber darum geht es nicht. Angst fragt nicht nach der Wirklichkeit. Angst konstruiert sich die eigenen Wirklichkeiten. Im Englischen gibt es ein schönes Wortspiel: „Fear“ heißt Angst. Die Anfangsbuchstaben FEAR können auch stehen für „False Evidence Appearing Real“, was auf Deutsch heißt: Falsche Beweise, die sich für echt verkaufen. Das Fremde soll weg bleiben, weil es fremd ist.

Es sind Urängste: die Angst, teilen zu müssen, die Angst, zu verlieren, die Angst, auf unbestimmte Weise weniger zu werden durch das Fremde. Man prüft da nicht lange, man beißt es besser gleich weg. Jesus bezieht sich in seiner Rede vom Gericht

(Matthäus 25,31 ff.) auf eine Tradition, die sich schon im ägyptischen Totenbuch findet: Diejenigen kommen ins Himmereich, die den Hungrigen zu essen geben, die Fremde aufnehmen, den Bedürftigen Kleidung und medizinische Versorgung geben und Gefangene besuchen. Schon damals war das nicht selbstverständlich, sondern musste eingefordert werden. Wie heute brauchte es Anstrengung und die Überwindung von Furcht, auf die Fremden zuzugehen.

Ich habe selbst viele Jahre als Fremder in Afrika gelebt. Äußerlich war ich selten bedürftig, aber ich wäre nie zurecht gekommen, wenn ich nicht mannigfaltige Hilfe erfahren hätte. Ich brauchte es, dass Menschen auf mich zukamen. Ich musste meine Scheu überwinden und die anderen ihre auch. Oft ist es mir nicht leicht gefallen, weil ich Angst hatte an fremden Orten. Meistens, weil ich etwas gar nicht einschätzen und verstehen konnte. Und weil ich für die anderen nicht einzuschätzen war. Mir hat es gut getan, wenn mir dann doch jemand Hilfe angeboten hat: Polizisten in Kamerun, Soldaten und manchmal auch Rebellen in Sierra Leone, ein Taxifahrer in Gambia, ein Bootsführer auf dem Volta-Stausee in Ghana.

Heute, wenn ich am Telefon sitze und spüre, wie die Angst vor den Fremden so tief in den Menschen steckt, weiß ich dennoch nicht, wie man das wegbekommt. Vielleicht geht es auch nicht darum, die Angst wegzubekommen. Vielleicht müssen wir eher lernen zu sagen: Ja, wir haben Angst vor euch. Seid uns trotzdem willkommen. Zusammen wird schon was Gutes draus werden. ■



Autor:

Krischan Johannsen leitet seit 2009 die Telefonseelsorge in Stuttgart. Für das Diakonie magazin schreibt er regelmäßig über Fragen des Lebens, die ihn und viele seiner Anrufer bewegen.

Diesen Text können Sie auch hören.

Der Autor liest ihn vor auf

diakonie.de/fluechtlinge

WILL-
KOMMEN

Wir können auch anders

In Bad Soden will man keine Flüchtlinge, so kam es vor zwei Jahren in einer Fernsehsendung rüber. Stimmt nicht, meinten viele Einwohner – und legten richtig los in punkto Willkommenskultur

Von Kerstin Klamroth



Hier können sie sich austauschen:
Kassu (r.) ist ebenso geflohen wie Jemal (l.).



Ein starkes Team:
Martina Aleweld (oben),
Pfarrer Achim Reis,
Küster Yosef Ghebrehiwet,
Marja-Lena und Gerry
(unten v. l. n. r.).

Manchmal schweißt der Widerstand zusammen. Wer weiß, ob sich die Flüchtlingshilfe in Bad Soden in dieser Breite gegründet hätte, wäre da nicht dieser Fernsehfilm gewesen. In der ARD-Sendung „Kontraste“ hatten Anwohner 2013 drastisch ihre Ängste vor den Flüchtlingen artikuliert, die in der rund 20.000 Einwohner zählenden Stadt erwartet wurden. Ausländer, überwiegend Mitarbeiter von Banken und Fluggesellschaften, waren in der wohlhabenden Taunusstadt bei Frankfurt am Main bisher kein Problem. Rund 20 Prozent der Einwohner wechseln jährlich durch Zu- und Wegzug. Die Flüchtlinge aber gaben Anlass zu diffuser Furcht: vor steigender Kriminalität und sinkenden Immobilienpreisen. Das löste ein negatives Medienecho aus. Plötzlich wurde Bad Soden in einem Atemzug mit Berlin-Hellersdorf genannt, wo Unbekannte kurz zuvor ein Asylbewerberheim angegriffen hatten.

„Ein Aufschrei ging durch die Stadt“, erinnert sich Martina Aleweld, eine der ehrenamtlichen Organisatorinnen der Ökumenischen Flüchtlingshilfe Bad Soden. „Das wollten wir so nicht stehen

lassen. Wir wollten uns engagieren.“ Sie hatten Erfolg: Rund ein Jahr später bekam die Flüchtlingshilfe den hessischen Landespreis für „Soziales Bürgerengagement“. Aleweld nahm ihn mit anderen Ehrenamtlern im Wiesbadener Landtag entgegen. Es geht ihr und den Verantwortlichen der Kirche aber nicht um die Lorbeeren. Der evangelische Pfarrer Achim Reis, sein katholischer Kollege Paul Schäfer sowie Pastor Clemens Klingel von der Evangelisch-Methodistischen Kirche sehen in dem Preis vor allem die Chance, die Flüchtlingsproblematik erneut ins öffentliche Licht zu rücken.

Wie Kirchengemeinden das Klima in einer Stadt verändern und ein breites Netzwerk schaffen können, zeigt sich in Bad Soden beispielhaft. Alle Generationen arbeiten hier zusammen, neben den Gemeinden engagieren sich Vereine, Ausländerbeirat, Bürgerhilfe. Die Stadt stellt kostenlos einen Bus für einen Ausflug zur Verfügung, die Musikschule bietet zwei Stipendien für Unterricht. Ein Steuerungsteam von zwölf Leuten koordiniert die Angebote der Bürger. Inzwischen sind 50 Flüchtlinge in Bad Soden angekommen. Sie stammen aus Eritrea,



Frühstücken und dann lernen: Die junge Freiwillige Melanie übt mit den Flüchtlingen Daniel (auch Foto r.), Hadisch und Jemal (v. l. n. r.) Deutsch.

Äthiopien, dem Iran, Somalia und aus Albanien. „Vorwiegend junge Männer“, sagt Martina Aleweld, „mit ganz unterschiedlichem Bildungshintergrund, vom Analphabeten bis zum Akademiker.“ Für sie wollte der Flüchtlingskreis zuallererst eine Möglichkeit schaffen, anderen zu begegnen. Deswegen gibt es seit einem Jahr an jedem Dienstagmorgen ein Frühstück, abwechselnd im evangelischen und im katholischen Gemeindehaus.

Abraham Melles ist bei diesen Treffen immer wieder gern dabei. Seit sieben Monaten lebt der 27-jährige Eritreer in Bad Soden in einer Flüchtlingsunterkunft. Das Land, aus dem er geflohen ist, wird oft als Nordkorea Afrikas bezeichnet, vor allem wegen seiner Militarisierung: Der Staat Eritrea hält sich ein Heer von 320.000 Soldaten. Jeder zehnte Erwachsene, ob männlich oder weiblich, steht an den Waffen. Auch Melles war Soldat, bevor er mit dem Boot übers Mittelmeer flüchtete. Über seine abenteuerliche Reise mag er nichts erzählen. „Viele Flüchtlinge sind traumatisiert“, erklärt Martina Aleweld und sagt: „Sie leben, sie sind hier, das ist das Wichtigste.“

Auch Marja-Lena Jacobi hat die Erfahrung gemacht: „Es nutzt gar nichts, so viel in der Vergangenheit herumzuwühlen.“ Die 16-Jährige ist zusammen mit ihrer 17-jährigen Freundin Melanie Zimmermann zum Frühstück in das evangelische Gemeindehaus gekommen. Die beiden haben für die Flüchtlinge auch einen Treff im Jugendcafé ins Leben gerufen: „Es sind vorwiegend junge Leute, die in den Unterkünften wohnen, die wollen doch auch mit Menschen ihres Alters zusammenkommen.“ Noch gut in Erinnerung ist Hadish, Jemal und Daniel die Schneeballschlacht mit den Mädchen vor einigen Wochen, schließlich haben sie zum ersten Mal in ihrem Leben Schnee gesehen.

Nach dem Frühstück üben die jungen Männer und Frauen mit Marja-Lena und Melanie Grammatik, lernen Artikel: „Heißt es der oder die Tisch?“ Es wird viel gelacht an diesem Morgen, nicht alles ist logisch in der deutschen Sprache. Und Lernen muss nicht langweilig sein: Beim Uno-Spielen merken sich die Flüchtlinge die Farben, beim Memory die Bezeichnung der Gegenstände. Wenn die Verständigung noch nicht klappt, kann der

Küster der evangelischen Kirchengemeinde, Yosef Ghebrehiwet, helfen. Er kam vor 30 Jahren aus Eritrea nach Bad Soden und spricht die Landessprache Tigrinya. Papa Yosef wird er von den Flüchtlingen liebevoll genannt, er repräsentiert ein Stück Heimat in der Fremde.

Verbindendes, über alle Unterschiede hinweg – auch das zeigt die Arbeit mit den Flüchtlingen auf. An den Weihnachtsfeiertagen sind nicht nur die Asylbewerber in ihren Unterkünften allein, sondern auch viele ältere Menschen. Die Bürgerhilfe Bad Soden, ein Zusammenschluss Ehrenamtlicher, die hilfesuchende Mitbürger unterstützen, organisierte am zweiten Weihnachtsfeiertag ein gemeinsames Essen. Im vergangenen Jahr kamen zwanzig, in diesem Jahr 70 Menschen. „Eine überwältigende Resonanz“, sagt Organisatorin Christiane Hauck. „Viele haben die Gelegenheit genutzt, mit den jungen Flüchtlingen ins Gespräch zu kommen.“

Bad Soden macht nun andere, positive Schlagzeilen. ■

Weitere Willkommensinitiativen:
diakonie.de/Fluechtlinge

AUS-
BILDUNG

„Er passt zu uns“

Die einen wünschen sich eine Perspektive, den anderen fehlen die Fachkräfte. Das Projekt „SoJuBi“ in Bielefeld bringt junge Flüchtlinge in die Pflege und die Sozialarbeit. Nachahmenswert!

Von Martina Bauer

Zabihullah Khunsada strahlt, als er Annelore Waterböhr sieht. „Meine süße Oma!“, sagt er, und die 82-jährige drückt ihn zur Begrüßung. Sie arbeitet ehrenamtlich im Bielefelder Begegnungszentrum Pellahöhe, einer Altentagesstätte der Diakonie. Der 21-jährige Afghane Zabihullah kommt einmal die Woche als Sozialpraktikant hierher. Nicht nur Waterböhr freut sich, wenn er da ist.

„Kaffee oder Tee zum Kuchen?“, fragt Zabihullah lächelnd einen neuen Gast. Das Begegnungszentrum ist gut besucht. Er ist ein zupackender Typ, der von vielen nur „Can“ gerufen wird – türkisch-persisch für „Die Seele“. Ende 2012 ist er aus dem afghanischen 500-Seelen-Dorf Rodat bei Dschalalabad allein nach Deutschland gekommen. Bielefeld ist seine neue Heimat.

Hier besucht er seit Herbst 2013 eine Sprachförderklasse am Berufskolleg am Tor 6. Er steuert einen Hauptschulabschluss an und nimmt seit Herbst 2014 am Projekt „Soziale Jungs Bielefeld“ (SoJuBi) teil, wie drei seiner Mitschüler auch. Sie schnuppern für ein Jahr in ein weiblich dominiertes Berufsfeld hinein. Durch den wöchentlichen Einsatz an ihren Praktikumsstellen vertiefen sie ihre Sprachkenntnisse – und den Kontakt zu Menschen in ihrer neuen Heimatstadt: „Das hier ist jetzt meine Familie“, sagt Zabihullah, der auch außerhalb seiner Dienstzeiten gerne mal in der Pellahöhe vorbeikommt. Er hat Zeit für Gespräche und durch seine eigenen Erfahrungen viel Verständnis für die alten Leute. „Manche der Älteren hier haben



Könnte ein toller
Altenpfleger werden:
Zabihullah Khunsada
aus Afghanistan.

auch keine Familie.“ Und sie wissen um Krieg, Flucht und Vertreibung – so wie er selbst.

Jetzt aber braucht ihn erstmal die 77-jährige Irmgard Flaig, die ehrenamtlich in der Pellahöhe arbeitet. Der Bulli vom „Bielefelder Tisch“ steht mit Spenden vor der Tür. Zwei Dutzend Menschen warten. Zabihullah stellt kistenweise Obst, Gemüse und Lebensmittel auf. Als alles verteilt ist, reinigt und stapelt er die Kästen. „Das ist ein Netter, alle mögen ihn“, meint Flaig über den jungen Helfer, der jetzt eine Werkzeugkiste und einen Bohrer holt. In einem Büro soll ein Schließfach eingebaut werden. „Can, gibst Du mir bitte Dübel und Schrauben“, fragt der 75-jährige Ehrenamtliche Manfred Lammert. Auch er findet nur lobende Worte: „Ein feiner Mensch, offen, hilfsbereit – er passt zu uns.“

„Ich komme gerne hierher“, sagt Zabihullah, „die Menschen geben mir Liebe und bringen mich zum Lachen.“ Hier in der Pellahöhe ist auch sein Wunsch gereift, Altenpfleger zu werden. Seine Freundin ist Auszubildende in der Altenpflege. Von ihr leiht er sich die Lehrbücher. „Ich lese darin und ersetze mir die Fachbegriffe“, erklärt er.

Menschen wie Zabihullah sind ein Geschenk für den Pflegebereich. Denn bundesweit fehlen Fachkräfte. Nachwuchskräfte sind begehrt, durchaus auch männliche. „Wir wollen verstärkt Männer für Pflegeberufe gewinnen“, sagt Anja Zimmermann, Leiterin Europa und Migration im Johanneswerk, einem großen



Zabihullah Khunsada mit Ehrenamtlerin Annelore Waterböhr (oben), beim Kisten ausräumen und mit Manfred Lammert beim Einbau eines Schließfachs (unten).



diakonischen Träger, „auch, weil die Zahl der pflegebedürftigen Männer steigt.“ Das Johanneswerk hat deshalb mit dem Kompetenzzentrum für Technik – Diversity – Chancengleichheit an der Fachhochschule und der Universität Bielefeld das Projekt „Soziale Jungs Bielefeld“ ins Leben gerufen. Sechs „SoJuBis“ können zur Zeit pro Jahr in eine soziale Einrichtung des Johanneswerks vermittelt werden. „Ziel ist es, dass die jungen Männer eine Ausbildung in einem sozialen Bereich machen“, so Zimmermann, „SoJuBi soll Orientierung bieten und erste Kenntnisse vermitteln.“

Bei ihrem Praktikum stehen Zabihullah und seinen Mitschülern zwei Studierende als Mentoren zur Seite. Sie sind vom Kompetenzzentrum geschulte Ansprechpartner bei Fragen und Problemen – auch für die Einrichtungen. „Das Projekt ist bisher sehr erfolgreich, mit einem Wermutstropfen“, resümiert Anja Zimmermann, „wir hatten das breiter aufziehen wollen, mit mehr Teilnehmern. Dafür haben wir leider keine Finanzierungsmöglichkeiten gefunden.“

Es sei aber ein guter Auftakt. Die ersten „Sozialen Jungs“ fühlten sich willkommen und akzeptiert. Und die Seniorinnen und Senioren freuten sich über jemanden, der Zeit zum Zuhören, für Gesellschaftsspiele oder Spaziergänge habe. „Ich habe viel von alten Menschen gelernt“, sagt Zabihullah, „das möchte ich zurückgeben. Diese Arbeit mache ich mit dem Herzen.“

Für den Afghanen läuft es gut. Seit Februar hat er eine Wohnung, alle bestärken ihn in seinen Zielen. Im Herbst 2015 werden seine Mitschüler und er ihr SoJuBi-Zertifikat erhalten. „Das ist eine gute Erfahrung. Die Jungs bekommen darüber auch mehr Zugang zu den Deutschen und der deutschen Kultur“, sagt Christian Barzen, Schulsozialarbeiter am Berufskolleg, „es wäre wunderbar, wenn das für die vier auch zu einem Ausbildungsplatz führen würde.“

Zabihullah Khunsada ist optimistisch, er fühlt sich wohl in Bielefeld. Der Wandspruch in der Pellahöhe trifft auf ihn zu: „Heimat ist da, wo Menschen sind, die ich mag und die mich mögen.“ ■



INTERVIEW

„Es ist besser, Gelder herumzuschieben als Menschen“



Flüchtlinge sollen ihr Zielland frei wählen dürfen. Und legal und gefahrenfrei nach Europa einreisen können, meint Andreas Lipsch

Die Fragen stellte Daniela Singhal

Pfarrer Andreas Lipsch leitet den Bereich Flucht, Interkulturelle Arbeit und Migration der Diakonie Hessen. Er ist außerdem Interkultureller Beauftragter der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau sowie der Vorsitzende des Fördervereins PRO ASYL und der Bundesarbeitsgemeinschaft PRO ASYL.

Herr Lipsch, Sie nennen das 21. Jahrhundert ein „Jahrhundert der Flüchtlinge“? Wieso?

Die Zahl der Flüchtlinge weltweit ist so hoch wie nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr. Sie ist in den vergangenen Jahren kontinuierlich gestiegen und wird auch in den kommenden Jahren weiter ansteigen.

War das absehbar?

Ja! Das war durchaus absehbar, wenn man zum Beispiel auf die Entwicklungen im Nahen Osten oder in einigen afrikanischen Ländern schaut. Trotzdem haben sich Verantwortliche in Deutschland lange an den hierzulande extrem niedrigen Asylbewerberzahlen in der Mitte des letzten Jahrzehnts orientiert. Das war nicht sehr realistisch.

Ihre Prognose für die Entwicklung der weltweiten Flüchtlingssituation in

den kommenden Jahren ist also nicht optimistisch?

Fakt ist: Die Zahl zerfallender und gescheiterter Staaten wächst. Die gesamte politische Landkarte im Nahen und Mittleren Osten ist in Auflösung begriffen. Diese Probleme lassen sich nicht kurzfristig lösen. Das wird lange dauern, sehr lange. Wir müssen uns also auf langanhaltende Flüchtlingssituationen einstellen und angesichts der Überlastung vieler Erstaufnahmestaaten deutlich mehr Flüchtlinge in Europa aufnehmen als bisher.

Was sind momentan die besonderen Herausforderungen?

Ich sehe vor allem zwei zentrale Aufgaben: Viele Flüchtlinge kommen auf dem Seeweg nach Europa und dabei ums Leben, weil es so gut wie keine legalen und gefahrenfreien Wege für Flüchtlinge nach Europa gibt. Die müssen jetzt dringend geschaffen werden. Zweitens sollte unser Umgang mit Flüchtlingen innerhalb Europas grundsätzlich überdacht werden. Das derzeitige menschenfeindliche Verteilungssystem nach der Dublin-Verordnung hat auf der ganzen Linie versagt.

Wie könnten legale Wege für Flüchtlinge nach Europa konkret aussehen?

Wir sehen vor allem drei Wege: Zum einen könnte der Familiennachzug erleichtert werden. Zweitens könnte und müsste die Zahl der Resettlement-Plätze deutlich erhöht werden, also die unbürokratische

Möglichkeit für Flüchtlinge mit dauerhafter Bleibeperspektive. Die EU hat im letzten Jahr nur 5000 Plätze für Flüchtlinge bereitgestellt. Das ist viel zu wenig! Der UNHCR benötigt in den nächsten fünf Jahren rund 800.000 Plätze zur Neuansiedlung von Flüchtlingen aus Erstaufnahmestaaten. Drittens könnte die Visumpflicht zum Beispiel für syrische und irakische Flüchtlinge ausgesetzt werden. Das wären drei effiziente Wege, um das Massensterben vor Europas Grenzen zu beenden.

Würde die Zahl der Flüchtlinge nach Europa dann nicht so ansteigen, dass die einzelnen europäischen Staaten diese nicht mehr bewältigen könnten?

Dieses Szenario gibt es ja immer wieder. Natürlich würde die Zahl steigen, aber nicht ins Unermessliche, nicht so, dass sie nicht mehr zu bewältigen wäre. Viele Flüchtlinge wollen gar nicht nach Europa und lieber in der Nähe ihrer Herkunftsländer bleiben, um, wenn möglich, schnell wieder zurückkehren zu können.

Sie plädieren außerdem dafür, dass die Wahl des Asyllandes freigestellt wird.

Ja, genau. Zurzeit werden aufgrund der sogenannten Dublin-III-Verordnung, einer abstrakten Zuständigkeitsregelung, Asylsuchende wie Ware in Europa hin und her geschoben. Das muss ein Ende haben. Damit wird man den Bedürfnissen von Flüchtlingen nicht gerecht: Sie haben legitime Interessen, in bestimm-

ten Ländern ihren Asylantrag zu stellen, wie zum Beispiel familiäre Beziehungen oder Sprachkenntnisse. Diese Interessen der Flüchtlinge sollten ausschlaggebend sein. Bei dadurch entstehenden Ungleichgewichten könnte ein finanzieller Ausgleichsmechanismus greifen. Es ist immer noch besser, Gelder in der EU hin und her zu schieben als Menschen!

Könnte Deutschland mehr Flüchtlinge aufnehmen?

Klar, da geht mehr! Im letzten Jahr hat Deutschland rund 170.000 Flüchtlinge aufgenommen. Das ist im Vergleich zu dem, was viele Länder in den Krisenregionen leisten, nicht gerade viel. Wir sollten die Flüchtlinge, die bei uns Schutz suchen, auch nicht in erster Linie als Bürde, sondern durchaus als potenzielle Bereicherung für unsere Gesellschaft sehen: Viele dieser Menschen sind qualifiziert, noch mehr sind motiviert. Jeder Flüchtling, der es auf diesen irrwitzigen Fluchtwegen zu uns schafft, bringt Ressourcen mit und hat Energie.

Und wie würden Sie infrastrukturelle Probleme wie das Problem der Unterbringung bewältigen?

Viele Engpässe, die wir momentan bei der Unterbringung von Flüchtlingen haben, sind Folge mangelnder Planung. Das Hauptproblem ist aber, dass es zu wenig bezahlbaren Wohnraum in Deutschland gibt. Nicht nur für Flüchtlinge übrigens! Der soziale Wohnungsbau müsste dringend wiederbelebt werden!

Sie haben mal gesagt: Wir brauchen mehr als eine Willkommenskultur. Was meinen Sie damit?

Es reicht nicht aus, dass wir die Flüchtlinge freundlich empfangen. Wir brauchen eine Aufnahmekultur, also das kollektive Bemühen, die Geflohenen ab dem ersten Tag ihrer Ankunft in unsere Gesellschaft zu integrieren, sie teilhaben zu lassen. Zum Beispiel durch Sprachkurse für alle von Anfang an. Nur so haben Asylsuchende eine Chance, schnell in



Zimmer eines Flüchtlings:
Triptychon der Hoffnung oder trauriger Blick in eine ferne Vergangenheit?

den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt zu kommen. Die Lage der Flüchtlinge muss vor allem strukturell verbessert werden.

Angesichts der momentanen Lage:
Welche Rolle kommt den Kirchen zu?
Was machen Sie?

Die Kirchen haben ein deutliches Zeichen gesetzt, indem sie in den vergangenen Jahren mehrere Millionen Euro in den Ausbau der Flüchtlingsarbeit zusätzlich investiert haben, um Flüchtlingsarbeit und -beratung auch da vorzuhalten, wo der Staat sich nicht hinreichend engagiert. Und sie setzen sich auf allen Ebenen für einen Perspektivenwechsel in der Flüchtlingspolitik ein. Es gibt sehr viele Gemeinden und Initiativen, die

sich für Flüchtlinge engagieren. Wir werden momentan geradezu überrannt von Menschen, die sich für Flüchtlinge engagieren wollen.

Was verstehen Sie unter einer inklusiven, an Menschenrechten orientierten Migrationsgesellschaft?

In einer inklusiven Migrationsgesellschaft hätten alle die gleichen Rechte und Teilhabemöglichkeiten. Es gäbe keine Sondergesetze und Sonderbehandlungen für Asylbewerber und -bewerberinnen. In einer an den Menschenrechten orientierten Gesellschaft wären Nützlichkeitsaspekte nicht das ausschlaggebende Kriterium für die Aufnahme und Integration von Menschen. ■

Zuallererst: Leben retten

Die Ziele für eine zukunftsfähige Flüchtlings- und Migrationspolitik in Europa hat Andreas Lipsch in den folgenden zehn Punkten formuliert. Die Ausführungen dazu finden Sie unter diakonie.de/fluechtlinge

1. Leben retten
2. Legale und gefahrenfreie Wege nach Europa eröffnen
3. Flüchtlinge neu ansiedeln
4. Wahl des Asyllandes freistellen
5. Freizügigkeit für international Schutzberechtigte
6. Flüchtlinge ermächtigen und beteiligen
7. Erstaufnahmestaaten unterstützen
8. Flucht- und Konfliktursachen entgegenwirken
9. Soziale Rücküberweisungen fördern
10. Raum der Freiheit, der Sicherheit und des Rechts erweitern

KATASTROPHENHILFE

Besser als Hilfspakete

Die Diakonie Katastrophenhilfe hat in der Türkei eine elektronische Geldkarte für syrische Flüchtlinge eingeführt. Von Angelika Söhne

Langsam und bedächtig schiebt Rafa Y. ihren Einkaufswagen durch den Supermarkt in Kirikhan. Der jungen Syrerin fällt es noch immer schwer, die türkischen Bezeichnungen auf den Packungen zu entziffern. Bei umgerechnet 90 Euro, die ihrer Familie im Monat für den Einkauf zur Verfügung stehen, muss sie zudem sorgfältig wählen. Und ihre Liste ist lang. Denn zu Hause sind sechs Personen zu versorgen.

Zu Hause – das ist für Rafa Y. seit zwei Jahren die Stadt Kirikhan in der türkischen Provinz Hatay. Bis dahin wohnte die Familie im syrischen Aleppo. Bis der Krieg kam und die Bomben und Hecken schützen das Leben dort unerträglich machten. Mit einem Koffer und den wichtigsten Papieren machten sich Rafa und ihr Mann Ahmad, ihre drei Kinder und die Schwiegermutter auf die Flucht – so wie mittlerweile mehr als drei Millionen Menschen, die seit Beginn des Syrienkonflikts im März 2011 das Land verlassen haben, um der Gewalt zu entkommen. Der Großteil der Flüchtlinge lebt in Nachbarländern, verstreut in Dörfern und Städten unweit der syrischen Grenze. Die Ersparnisse sind längst aufgebraucht, die Hoffnung auf eine baldige Rückkehr ist der Verzweiflung gewichen. Ohne Arbeit und Einkommen hausen viele Menschen in Roh-

bauten, leerstehenden Gebäuden oder Garagen, oft ohne Strom, Heizung und Wasser. „Vielen Flüchtlingen fehlt es an allem: an Essen, Kleidung, Geld“, berichten die Einsatzkräfte von Support to Life (STL), der türkischen Partnerorganisation der Diakonie Katastrophenhilfe. „Aber auch an Öfen, Brennstoff und einer sicheren Bleibe.“

Mit ihren türkischen Partnern kümmert sich die Diakonie Katastrophenhilfe um Flüchtlinge, die wie Rafas Familie außerhalb der von der türkischen Regierung eingerichteten und kontrollierten Flüchtlingslager ums Überleben kämpfen. „Während die Versorgung der Flüchtlinge in den Camps durch staatliche Stellen gewährleistet ist, sind die Familien außerhalb meist völlig auf sich allein gestellt“, sagt Sema Genel, Leiterin des Regionalbüros der Diakonie Katastrophenhilfe in Istanbul. Über ein elektronisches Kartensystem ermöglicht ihr Team den Flüchtlingsfamilien, in ausgewählten Supermärkten ihren grundlegenden Bedarf an Lebensmitteln und Hygieneartikeln zu decken. Einmal im Monat werden die Karten aufgeladen – mit 16 Euro pro Kopf für Lebensmittel und 14 Euro pro Familie für Hygienebedarf. Für Rafa und Ahmad hat sich die Situation durch die Aufnahme in das Cash-Programm enorm verbessert. „Ich muss

nicht mehr bei Nachbarn oder im Ort betteln und kann endlich wieder frisches Obst, Gemüse und Joghurt für die Kinder kaufen“, erzählt Rafa erleichtert. Hin und wieder reiche es sogar für etwas Fleisch.

Zu Beginn des Syrienkonflikts verteilte die Diakonie Katastrophenhilfe Hilfspakete mit Kleidung und Nahrungsmitteln an die Flüchtlinge. Doch je länger die Krise dauerte und je mehr Menschen flohen, desto klarer wurde, dass alternative Formen der Unterstützung gefunden werden mussten. „Standardisierte Hilfspakete sind auf Dauer nicht geeignet, die unterschiedlichen Bedürfnisse der Flüchtlingsfamilien abzudecken“, erklärt Sema Genel. „Eine Familie mit kleinen Kindern etwa hat einen ganz anderen Bedarf als ältere Menschen oder Jugendliche.“ Die Geldkarten ermöglichen den begünstigten Familien nicht



Wer in einem offiziellen Flüchtlingslager unterkommt, wird dort versorgt. Die Mehrzahl der geflohenen Syrer lebt woanders und ist auf sich allein gestellt.



Die Flüchtlinge können jetzt in bestimmten Supermärkten einkaufen. Die Karte wird einmal im Monat mit circa 90 Euro aufgeladen. Davon wird die Familie versorgt.

nur, ihren Bedarf zu decken. Die Entscheidungsfreiheit beim Einkauf gibt ihnen auch ein Stück Würde zurück. „Sie sind nicht bloß Hilfeempfänger“, erklärt die engagierte Leiterin, „sondern entscheiden selbst, was sie brauchen, und nehmen aktiv am sozialen Leben teil.“

Rund 10.000 syrische Flüchtlinge in den beiden Provinzen Urfa und Hatay werden zurzeit über das Programm unterstützt. Auch die lokale Wirtschaft profitiert von diesem Ansatz. Die Händler – insgesamt 20 Geschäfte – freuen sich über die zusätzlichen Kunden. Einige räumen sogar besonders günstige Preise ein, damit sie an dem Programm teilnehmen können.

Das Ernährungsteam von STL prüft regelmäßig das Angebot der Geschäfte, um sicherzustellen, dass sie die marktüblichen Preise einhalten und vorrätig

haben, was die Familien am nötigsten brauchen. Das Kartensystem, das die Diakonie Katastrophenhilfe zur Versorgung der syrischen Flüchtlinge in der Türkei entwickelt hat, ist durchdacht bis ins Detail. Um zu vermeiden, dass statt Lebensmittel beispielsweise Alkohol oder Kosmetika gekauft werden, macht STL regelmäßig Stichprobenkontrollen der Kassensbons. „Die Familien sind aber so bedürftig, dass das höchst selten vorkommt“, sagt Karolin Kleine-Cosack vom Regionalbüro in Istanbul. Oft übernehmen ohnehin die Frauen den Einkauf. „Die achten vor allem darauf, dass ihre Kinder genug zu essen haben“, so Kleine-Cosack.

Mit sogenannten Check-in-days, an denen die Begünstigten kurzfristig ihre Karten vorzeigen müssen, prüft STL zudem, dass die ausgewählten Flüchtlings-



Außerhalb von Flüchtlingscamps hausen syrische Flüchtlinge unter Plastikplanen. Seifenblasen lenken ab vom tristen Alltag.

familien nicht weggezogen sind oder die Karten an andere weitergeben. Die Flüchtlinge selbst können sich an eine Telefon-Hotline wenden, wenn sie Fragen oder Beschwerden haben oder es Probleme mit den Karten gibt. Mittlerweile ist das Cash-Programm so erfolgreich, dass andere türkische Hilfsorganisationen es übernommen haben. Vor kurzem waren Partner der Diakonie Katastrophenhilfe aus dem Libanon, aus Jordanien und dem Irak in der Türkei, um das Hilfskonzept kennenzulernen.

Rafa und ihr Mann sind froh, dass ihnen wenigstens die Sorge um das tägliche Essen genommen ist. Mehr und mehr quält die beiden jedoch die Frage,

wie es weitergehen soll. Der 31-jährige Ahmad, der bei einem Raketenangriff sein Augenlicht verlor, findet keine Arbeit. Die beiden acht und neun Jahre alten Töchter und ihr kleiner Bruder gehen seit der Flucht nicht mehr zur Schule. Sie sind verstört von den Erinnerungen an die Bombennächte. „Nur selten trauen sie sich zum Spielen aus dem Haus“, erzählt ihre Mutter.

Ergänzend zur materiellen Hilfe bieten die türkischen Partner daher auch psychosoziale Unterstützung für die Flüchtlinge an. In Gemeindezentren können sie sich mit anderen austauschen, Informationen zu Gesundheit und Ernährung erhalten oder Sprach-

kurse besuchen. Für Kinder gibt es spezielle Spiel- und Lernangebote. Die Zentren stehen auch Einheimischen offen und fördern somit die Integration der Flüchtlinge. Seit kurzem bietet STL auch Sozial- und Rechtsberatung an. Denn die wenigsten der Flüchtlinge kennen ihre Rechte und ihren Status, wissen, wie sie ihre Kinder zur Schule anmelden oder Zugang zu Gesundheitsversorgung erhalten können. „Da kein Ende des Konflikts in Sicht ist, müssen wir mehr Möglichkeiten zur Integration schaffen“, sagt Karolin Kleine-Cosack, die die Programme in der Region koordiniert. Damit Flüchtlinge wie Rafa und ihre Familie eine Zukunft haben. ■

Der Syrienkonflikt in Zahlen

Mehr als drei Millionen Menschen sind seit Beginn des Konflikts im Frühjahr 2011 über die Grenze nach Jordanien, in die Türkei, den Irak oder den Libanon geflohen.

6,45 Millionen Menschen sind innerhalb des syrischen Staatsgebiets auf der Flucht vor der Gewalt.

Rund drei Viertel der Flüchtlinge sind Frauen und Kinder.

Die Mehrzahl der Flüchtlinge (85 Prozent) lebt außerhalb von offiziellen Flüchtlingslagern in Städten und Dörfern der Zufluchtsstaaten.

Allein die Türkei hat fast eine Million syrische Flüchtlinge aufgenommen. Der Vormarsch der Milizen des Islamischen Staats im

Sommer 2014 in Syrien und im Irak hat eine neue Flüchtlingswelle ausgelöst. Binnen weniger Wochen kamen mehr als 200.000 Menschen über die türkische Grenze.

Seit Beginn des Konflikts hat die Diakonie Katastrophenhilfe rund 15 Millionen Euro für die Unterstützung der Flüchtlinge und intern Vertriebenen bereitgestellt.

Mit seinem Netzwerk lokaler Partner erreicht das Hilfswerk damit mehr als 500.000 Menschen in Syrien und den Nachbarländern.

diakonie-katastrophenhilfe.de/hilfe-weltweit/uebersicht-aller-projekte/syrien-irak.html

hayatadestek.org/en/project/outside-camps-aid

VISION



Wie das Fremde seinen Schrecken verlor

Deutschland vor 15 Jahren: Das war Angst vor massenhafter Zuwanderung, vor einem nicht enden wollenden Flüchtlingsstrom, vor Überfremdung und vor dem Verlust der eigenen Identität. Kurzum: Das war PEGIDA. Heute, im Jahre 2030, ist die Zahl der Flüchtlinge auf ähnlich hohem Niveau. Aber die Angst davor ist fast gänzlich verschwunden. Denn eine simple Idee hat das Denken der ganzen Nation verändert. Ein Rückblick

Von Bob Konrad

Es war das Jahr 2014 und Christoph Fischer stand urplötzlich vor einem schier unlösbar Problem. In der Kreisstadt Bad Waldboden im Hunsrück hatte man kurz zuvor ein Containerdorf für Flüchtlinge errichtet. Er erzählt: „20 Familien waren dort untergebracht, und deren Kinder kamen jetzt alle zu uns in die Walter-Benjamin-Grundschule. Ich muss zugeben: Wir waren komplett überfordert.“

Die Flüchtlinge stammten aus den Bürgerkriegsländern Syrien, Irak und Afghanistan, aber auch Menschen aus den GUS-Staaten, Serbien und Bosnien waren unter ihnen. „Das war ein buntes Durcheinander. Einige der Kinder hatten noch nie eine Schule von innen gesehen und waren Analphabeten, auch in ihren Muttersprachen. Das unterschiedliche Niveau stellte uns Lehrer vor schier unlösbare Probleme. Man hätte resignieren können, aber wir wollten unser Möglichstes tun für diese Kinder. Wir riefen also eine Willkommensklasse ins Leben, in der die Neuankömmlinge Deutsch lernen

sollten. Aber von Anfang an war klar: Das schaffen wir nicht allein, wir brauchten Hilfe.“ Die Flüchtlinge waren in der 12.000-Einwohner-Gemeinde mit gemischten Gefühlen aufgenommen worden. Es gab lautstarken Protest aus der Bürgerschaft: In

Man hätte resignieren können, aber das wollten wir nicht

Bad Waldboden sei kein Platz für Zuwanderer. Die Mehrzahl der Bürger stand dem Vorhaben kritisch bis abweisend gegenüber. Aber es gab auch Menschen, die den Flüchtlingen helfen wollten.

Nach einem Aufruf der Schule engagierten sich zahlreiche Eltern und unterstützten die Lehrer bei deren Sisyphosaufgabe. Das war eine große Erleichterung, löste aber nicht alle Probleme. Denn leider hatte die Idee der Willkommensklasse auch ihre Schattenseiten. Durch die Abgrenzung von den bestehenden Klassen entstand bei den Schülern eine

Art „Wir und Die“-Mentalität, erzählt Christoph Fischer. „Da gab es kein Miteinander, sondern allenfalls ein Nebeneinander. Die Willkommenskinder waren ein Fremdkörper, auf dem Schulhof mischten sich die Gruppen nicht. Es kam zu Streitigkeiten. Das entzündete sich an kleinen Dingen, zum Beispiel daran, wer die Schaukeln in den Pausen besetzte. Außerdem hatten wir Probleme bei der Überführung der Willkommenskinder in die normalen Schulklassen, da diese als Außenseiter wahrgenommen und behandelt wurden. Kein Wunder. Es fällt ja schon einem deutschsprachigen Kind schwer, als Neuling in einer festen Gruppe akzeptiert zu werden und einen Platz zu finden. Wie soll das gehen, wenn der Neue nur wenig Deutsch spricht?“

Die Lösung war sagenhaft einfach. Die Walter-Benjamin-Schule führte Patenschaften ein. Zwei bis drei deutsche Schüler kümmerten sich fortan um ein Willkommenskind. Mehrere Stunden am Tag hatten diese nun einen deutschen Lernpartner an der Seite. „Der Einsatz der Kinder erwies sich als weitaus nützlicher als das Engagement der Eltern“, so Fischer, „das war ein Geschäft auf Gegenseitigkeit. Zum einen war der Lerneffekt bei den Willkommenskindern ungemein größer. Mit einem deutschen Kind an der Seite verwandelten sich unsere zuweilen überforderten Neuankömmlinge zu wahren Überfliegern – vor Gleichaltrigen wollten sie sich keine Blöße geben und auf jeden Fall gut dastehen. Zum anderen hatten die deutschen Kinder eine Riesenfreude daran, auch mal Lehrer spielen zu dürfen. Die Erfahrung, jemandem etwas beibringen zu können, stärkte ihr Selbstbewusstsein, sie kamen

Das Prinzip der Patenschaften wurde zum Exportschlager

da immer mit stolz geschwellter Brust raus.“ Die Lehrerschaft der Walter-Benjamin-Schule konnte aber noch einen weiteren positiven Effekt feststellen: Plötzlich funktionierte die Integration.

„Logo!“, Christoph Fischer lacht. „Die kannten sich ja jetzt! Mit einem Mal war da auf dem Pausenhof kein ‚Wir‘ und ‚Die‘ mehr. Das war eine Gruppe, und man konnte nicht mehr sagen, wer da alteingesessen und wer ein Flüchtling war.“ Aus dem Nebeneinander war ein Miteinander geworden.

Diese Idee war also wert, verbreitet zu werden. Rektor Fischer berichtete auf einer Konferenz des Kultusministeriums Rheinland-Pfalz über das Projekt und seine Erfahrung. Kollegen aus dem gesam-

ten Bundesland nahmen die Anregung freudig an, das Prinzip der Patenschaften wurde sehr schnell zum Exportschlager. Bereits im Sommer 2015 gab das Kultusministerium eine Empfehlung an alle Schulen heraus, man möge doch bitte dem Beispiel folgen. Mit dem Schuljahr 2016/17 wurde das Prinzip bundesweit eingeführt.

„Wir bieten unseren Schülern die Chance, sich mit Menschen aus einem anderen Kulturkreis auseinanderzusetzen. Das ist Teil des Lehrplans und das

Die Hysterie ist aus der öffentlichen Diskussion verschwunden

ist gut so. Dabei lernen die Schüler etwas sehr Essenzielles: dass an dem vermeintlich Fremden in Wahrheit gar nichts Fremdes ist. Vorurteile und Ressentiments machen Platz für Empathie und Verständnis.“

Das beweist auch ein Blick auf die Umfragen. Im Jahr 2014 waren noch 54 Prozent der Deutschen der Meinung, dass Zuwanderung mehr Nach- als Vorteile mit sich bringt. In der jüngsten Umfrage aus dem Jahr 2028 teilen nur noch 24 Prozent diese Meinung. Fremdenfeindlichkeit und Fremdenhass sind bundesweit auf dem Rückzug. Die Hysterie ist aus der öffentlichen Diskussion verschwunden, das Recht auf Asyl und eine geregelte Zuwanderung sind heutzutage eine Selbstverständlichkeit und lösen keine hitzigen Debatten mehr aus. Der Ton hat sich versachlicht – dank der Erfahrung, die unsere junge Generation als Paten machen durfte.

„Wir hatten anfänglich keine großen Pläne. Aber uns ist mit dieser einfachen Idee etwas wirklich Großes gelungen: Wir konnten das Denken vieler Menschen verändern.“

In der Tat engagiert sich rund ein Drittel der ehemaligen Paten auch nach ihrer Schulzeit für Flüchtlinge und Migranten, zum Beispiel im Rahmen eines Freiwilligen Sozialen Jahres. Die Ehemaligen unterstützen Flüchtlinge bei ihrem Weg durch die deutsche Bürokratie oder geben Deutschunterricht.

„Die eindringlichste Erfahrung aus all den Jahren“, konstatiert Christoph Fischer, „war das Klassetreffen der ersten Generation letzten Sommer. Alle waren eingeladen, die meisten sind auch gekommen. Deutsche, Iraker, Syrer, Russen, Bosnier. Alles querbeet. Und als sich die Schüler von damals wiedersahen, war die Freude wirklich groß. Da war nichts mit förmlichen ‚Hallo‘ oder so. Die sind sich regelrecht um den Hals gefallen. Es war schön zu sehen, dass sich da Freunde wieder treffen.“ ■



Die Autorinnen und Autoren

Sibylle Ahlers

lebt in Berlin und arbeitet als freie Journalistin unter anderem für bundestag.de und die US-Zeitschrift „Das Fenster“.

Constanze Bandowsky

ist freie Journalistin mit den Schwerpunkten Eine Welt, Wirtschaft und Soziales, Reisen. Sie lebt in Hamburg.

cobando.de

Martina Bauer

ist ausgebildete Zeitungsredakteurin und arbeitet als selbstständige Journalistin mit Pressebüro in Bielefeld. Ihre Schwerpunkte sind Gesellschaft, Kultur und Wirtschaft.

bauer-text-art.de

Nadja Juskowiak

ist freie Journalistin mit dem Schwerpunkt Lokaljournalismus und den Themen Soziales und Gesundheit. Sie lebt in Bochum.

Kerstin Klamroth

ist Journalistin und arbeitet für Tageszeitungen, Magazine und Rundfunk mit den Schwerpunkten Feuilleton und Soziales. Sie ist Dozentin für journalistisches Schreiben und verfasst Sachbücher und Belletristik.

kerstin-klamroth.de

Bob Konrad

schreibt Hörspiele und Drehbücher für Funk, Fernsehen, Kino und didaktische Medien. Unter anderem zeichnete

er verantwortlich für die TV-Serie „Nächster Halt – Philosophie für Kinder“.

Sebastian Ludwig

ist Referent für Asyl- und Flüchtlingspolitik, Diakonie Deutschland, Berlin.

Kristin Oeing

ist freie Journalistin in Berlin.

Annette Siegrist

ist Journalistin und Sozialpädagogin. Schwerpunkt: Soziales. Sie lebt in Berlin.

Daniela Singhal

lebt und arbeitet als freie Journalistin in Berlin und Bad Belzig. Sie schreibt für verschiedene deutsche Medien wie Cicero, Handelsblatt und chrismon.

daniela-singhal.com

Angelika Söhne

hat Sozial- und Medienwissenschaften studiert und ist seit 2008 Redakteurin und Projektkommunikatorin der Diakonie Katastrophenhilfe in Berlin.

Andreas Unger

ist Sozialjournalist. Als Autor und Moderator beschäftigt er sich mit den Härten des Lebens – und mit Lösungen. Er lebt in München.

Thema des nächsten Heftes: Gesundheit – Krankheit

Diakonie magazin 2.2015: Gesundheit – Krankheit

Alle Menschen wünschen sich, möglichst lange gesund zu bleiben. Doch was ist das eigentlich: Gesundheit? Und was bedeutet dieser Wunsch in einer alternden Gesellschaft? Stecken dahinter der Wunsch nach Selbstständigkeit und die Angst davor, jemandem zur Last zu fallen? Hauptsache gesund? In der nächsten Ausgabe des Diakonie magazins geht es um Fragen, die ganz nah an unserem Leben sind. **Erscheinungsdatum: Ende November 2015.**

In der Nächsten Nähe

„Mein Beruf ist, die Würde
des Menschen zu pflegen.“

Eine unserer rund
450.000 Mitarbeitenden:
Katharina Kötzner,
Beschäftigungsleitung
im Pflegezentrum
Maininsel/Schweinfurt

Erfahren Sie mehr über
die Mitarbeitenden
der Diakonie und ihre
vielfältigen Leistungen
auf www.diakonie.de

Impressum

Herausgeber: Diakonie Deutschland – Evangelischer Bundesverband, Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e. V., Caroline-Michaelis-Straße 1, 10115 Berlin, Telefon: (030) 65211-0

Redaktion: Andreas Wagner (Chefredaktion), Ulrike Baumgärtner, Justine Schuchardt, Telefon (030) 65211-1117, redaktion@diakonie.de

Mitarbeit bei dieser Ausgabe: Holger Twele

Verlag: Hansisches Druck- und Verlagshaus GmbH, Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt/Main, Geschäftsführer: Jörg Bollmann, kaufmännische Verlagsleitung: Bert Wegener, Layout: Hansisches Druck- und Verlagshaus GmbH

Aboservice: A&O GmbH, Waldstr. 68-70, 63128 Dietzenbach, Telefon (06074) 821 80, Fax (06074) 821 840, E-Mail: diakonie@aundo-gmbh.de

Anzeigen: m-public Medien Services GmbH, Zimmerstr. 90, 10117 Berlin, Telefon (030) 32 53 21-433, Mediaberatung: Kristin Brill, E-Mail: brill@m-public.de. Zzt. gilt Anzeigenpreisliste 3 vom 01.01.2015.

Druck: Strube Druck & Medien OHG, 34587 Felsberg

Bezugs- und Lieferbedingungen: Das Diakonie magazin erscheint zweimal jährlich. Der Bezug der Zeitschrift Diakonie magazin ist im Mitgliedsbeitrag des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung enthalten. Dem Diakonie magazin ist ein Regionalteil beigeheftet (Hessen regional), Verlag und Druck wie Bundesausgabe. ISSN: 1864-1628 (Bundesausgabe), ISSN: 2198-4956 (Hessen regional). Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Online-Dienste und Internet nur mit Genehmigung des Herausgebers.

In dieser Ausgabe finden Sie Beilagen von:
Verlag für die Deutsche Wirtschaft, BKK Diakonie,
RSD Reise Service Deutschland GmbH





**Versicherer im
Raum der Kirchen**

Bruderhilfe · Pax · Familienfürsorge

**VERANTWORTUNGSVOLL.
INVESTIEREN.**

Altersvorsorge mit Hinterbliebenenschutz

Ethisch. Sozial. Ökologisch.

Unser Nachhaltigkeitsfilter ist in
Zusammenarbeit mit der
Bank für Kirche und Caritas eG
erstellt worden.



Telefon 0800 2 153456
www.vrk.de

Menschen schützen.
Werte bewahren.